# Einsam und verlassen.

Von

Miß Southworth,

Verfasserin von: „Die falsche Prinzessin“ und „Der Zigeunerin Prophezeiung“ 2c.

Aus dem Englischen

von

Dr. Hugo Hartmann.

V.



Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

# Einsam und verlassen.

Von

Miß Southworth,
Verfasserin von: „Die falsche Prinzessin" und „Der Zigeunerin Prophezeiung" ꝛc.

Aus dem Englischen
von
Dr. Hugo Hartmann.

V.



Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

# Einsam und verlassen.

Von

**Miß Southworth,**

Verfasserin von: „Die falsche Prinzessin“ und „Der Zigeunerin Prophezeiung“ ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Dr. Hugo Hartmann.

V.



Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

# Einsam und verlassen.

Von

**Miß Southworth,**

Verfasserin von: „Die falsche Prinzessin“ und „Der Zigeunerin Prophezeiung“ ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Dr. Hugo Hartmann.



V.

Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

## Dreiunddreißigstes Capitel.

Reizbare und zarte Constitutionen — zu diesen gehörte Amy Wynne — besitzen oft große Elasticität und erholen sich von physischer Krankheit und psychischer Depression rasch und leicht. Sie sind nicht stark, wohl aber activ. So war Amy nach kaum vierzehn Tagen im Stande, ihr Bett zu verlassen, und obgleich sie noch immer das Zimmer hüten mußte, so fand sie doch bereits wieder Vergnügen an ihrer, wenn auch beschränkten Häuslichkeit.

Als sie am Morgen nach den im vorigen Capitel erzählten Vorgängen ihr hübsches, gesundes, lebhaftes Kind mit Mutterwonne betrachtete, wurde sie auch von mildem Erbarmen mit dem freundlosen, verlassenen kleinen Mädchen erfüllt, welches nichts als ihre Barmherzigkeit hatte. Sie ließ es sich sogleich in's Bett bringen, und als sie es bleich und abgemagert und schwach fand, wie dies bei Kindern, die nicht an der Brust aufgezogen, häufig der Fall, so neigte sich ihr liebevolles Herz dem armen Kinde

zu und sie nahm es an ihren Busen, um es mit dem ihrigen zugleich zu stillen.

So wahr wir leben, so wahr giebt es auch Engel auf dieser Erde. —

Zunächst hatte Amy mit einer traurigen, aber durchaus nothwendigen Aufgabe zu thun — nämlich mit der Anfertigung ihrer Trauerkleider, ohne welche sie doch anständigerweise nicht außer dem Hause erscheinen konnte. Die alte Nancy ward zu Lacey geschickt, um Proben von den erforderlichen Stoffen zu bringen und nach deren Preise zu fragen. Amy wählte die einfachsten und billigsten Zeuge, welche der Anstand ihr zu tragen erlaubte; sie schnitt die Kleider für sich und Owen selbst zu und fertigte sie mit eigener Hand an.

Dann ging sie an das Ordnen ihrer finanziellen Angelegenheiten, wobei sie die Hilfe ihres kleinen Adjutanten Owen in Anspruch nahm.

„Weißt Du, mein Junge," begann sie, während sie an ihrem schwarzen Kleide arbeitete," weißt Du vielleicht, wie hoch sich die Kosten belaufen, welche die Beerdigung des Vaters und meine Krankheit verursacht hat?"

„Nein, liebe Mutter. Weder Herr Duskee, noch Doctor Canning haben bis jetzt die Rechnung geschickt," antwortete Owen.

„Den Doctor kann ich nach seiner Rechnung fragen, wenn er seinen letzten Besuch bei mir macht; zu Herrn Duskee mußt Du aber gehen, mein lieber Owen, nnd zwar sogleich, laß Dir die Rechnung geben; denn diese

Schuld macht mir viele Sorge, sie muß prompt bezahlt werden, und wenn wir hungern müßten."

„Du hast Recht, Mütterchen," antwortete der Knabe ernst.

„Geh' also gleich, und wenn Du einmal auf dem Wege bist, so kannst Du auch gleich zu Laceys und zum Schuhmacher, zum Kaufmann und zum Fleischer gehen und Dir die Rechnungen geben lassen, damit wir auf einmal sehen, wie wir stehen."

„Ja, liebe Mutter," erwiderte Owen, setzte sein Hütchen auf und eilte davon.

Owen blieb zwei Stunden aus, denn er mußte das Dorf von einem Ende bis zum andern durchwandern und in jedem Laden warten, bis die Rechnung ausgezogen war.

„Da sind die Rechnungen, Mütterchen, aber Alle, bei denen ich war, sagten, Du möchtest Dir ja keine Sorge deshalb machen, da es durchaus keine Eile hätte."

Amy nahm das Päckchen; zuerst öffnete sie das schwarzumrandete Blatt, dann die anderen.

Der Gesammtbetrag war ziemlich bedeutend. Der Unternehmer bekam zehn Pfund; Lacey drei Pfund; der Schuhmacher dreißig Schilling; der Kaufmann drei Pfund; der Fleischer zwei Pfund zehn Schilling.

Amy nahm Papier und Bleistift zur Hand und summirte.

„Wir sind zwanzig Pfund schuldig, Owen!" rief sie bestürzt.

„Ach, liebe Mutter, das ist ja viel Geld!“ schrie der Knabe mit weit geöffneten Augen.

„Wie viel hast Du in der Ladenkasse?“

Owen besann sich einen Augenblick und antwortete dann:

„Nur acht Pfund und einige Schillinge, die ich noch nicht nachgezählt habe.“

„Außerdem habe ich nicht mehr, als nur noch zwei Pfund im Hause, das macht im Ganzen zehn Pfund. Zehn Pfund, um eine Schuld von zwanzig zu bezahlen! Ach, Owen! Wir haben ja des Doctors Rechnung, die Hausmiethe, Nancy's Lohn und die Kosten für Deines Vaters Miethspferd noch nicht mitgerechnet. Das macht gewiß viel mehr. Ach, lieber Sohn! Wir sind mehr als fünfzig Pfund schuldig; woher sollen wir das Geld nehmen, um sie zu bezahlen?“ rief Amy im höchsten Schrecken sich instinctmäßig an ihren Sohn wendend; denn die arme Amy bedurfte ihrer psychischen Organisation nach stets einer geistigen Stütze, und da sie nun den starken Arm verloren hatte, auf den sich zu stützen sie gewohnt war, wendete sie sich nun an ihren kleinen Sohn.

Owen blickte in größter Bestürzung einen Augenblick stumm vor sich hin; dann erheiterte sich sein Gesicht plötzlich und er antwortete zuversichtlich:

„Das ist allerdings viel Geld, liebe Mama, und ich weiß nicht, wie wir es bezahlen sollen; aber ich weiß, daß wir es bezahlen werden; Du wirst sehen.“

Es lag etwas so Fröhliches, so Hoffnungsvolles, so Sicheres in des Knaben Blick und Ton und Wesen, daß die arme Mutter neuen Muth schöpfte.

„So lange Du bei mir bist, mein Herzensjunge, bin ich nicht verlassen, nicht ganz verlassen," antwortete sie gerührt. —

Sobald Amy so weit war, daß sie ihr Zimmer zu verlassen und die davon unzertrennliche Aufregung zu ertragen vermochte, hatte sie eine Zusammenkunft mit Herrn Morley, Dr. Canning und dem Ortsvorstand Allen, welche sie aufforderten, alle ihr bekannten näheren Umstände, bezüglich des Mordes ihres Gemahls, welche zur Entdeckung des oder der Mörder führen könnten, rückhaltlos mitzutheilen.

Amy sagte sich selbst, daß jetzt der Zeitpunkt herangekommen sei, in der sie ihre Lippen entsiegeln müsse, und so erzählte sie denn den Herren alle ihr bekannten Thatsachen, und theilte alle Möglichkeiten mit, welche mit des Doctors Tode in Verbindung standen oder möglicherweise stehen konnten.

Sie erzählte alle mit der Abholung ihres Mannes in jener merkwürdigen Sturmnacht und mit seinem Besuche bei der geheimnißvollen Patientin verknüpft gewesenen Umstände; sie erwähnte des einsam stehenden Hauses; berichtete über seine Zusammenkunft und Unterredung mit der finstern Frau, bezüglich welcher er argwohnte, daß sie verbrecherische Pläne gegen das Leben des Kindes hegte, welches ihr dann zur Pflege übergeben wurde; dann ließ sie sich über seinen zweiten mitternächtigen Besuch in

jenem Hause, bei welchem er eine zum Unterhalte des Kindes bestimmte bedeutende Geldsummen ausgezahlt erhalten sollte, von welchem er aber nimmer zurückkehrte.

So weit waren Amy's Mittheilungen ganz richtig.

Als sie aber gefragt ward, was für eine Art von Gebäude jenes Haus, und in welcher Richtung von Rogue's Harbour es gelegen sei, antwortete sie nach ihrem besten Glauben und Wissen, und somit natürlich irrig und falsch.

Es sei ein großes und sehr stattliches Haus, welches inmitten von den dazu gehörenden Parkanlagen, etwa zehn Meilen nördlich vom Dorfe entfernt, liege.

Dem Leser ist aus unserer Erzählung bekannt, daß das alte Waldhaus, weit davon entfernt, sehr stattlich und in einem dazu gehörenden Parke gelegen zu sein, vielmehr ein verfallenes, unansehnliches, mitten in einem gänzlich vernachlässigten Dickicht gelegenes Gebäude war. Anstatt nördlich vom Dorfe, stand es in genau östlicher Richtung.

Zu dieser irrigen Meinung war indeß Amy sehr erklärlicher Weise durch Dr. Wynne's Aussagen veranlaßt, welcher selbst getäuscht worden war. Zunächst von dem taubstummen Kutscher, der das Dorf auf der nach Norden führenden Straße verlassen, und dann auf einem Umwege nach Osten zu gefahren war; dann durch die schwarze Dame, die ihn aus dem tiefen Dunkel der Mitternacht in ein glän=

zend ausgestattetes, prächtiges Innere gebracht hatte, von welchem letzteren er sehr natürlich auf ein stattliches Aeußeres schloß. Indessen setzte Amy's, von ihr selbst für so wichtig als deutlich gehaltene Beschreibung ihre Zuhörer in das äußerste Erstaunen; auf's höchste befremdet blickten diese würdigen Herren einander an. Ein solches Haus, wie sie es beschrieben, existirte in der ganzen Gegend, wie Allen positiv bekannt war, durchaus nicht — doch — jawohl — mit Ausnahme — o Himmel! Aller Augen richteten sich erstaunt auf den Ortsvorstand, dessen Gesicht purpurroth wurde; denn sein Haus — sein großes, neues Haus, auf welches er so stolz war und sich so viel einbildete, war durchaus das einzige in der ganzen Grafschaft, welches Amy's Beschreibung durchaus entsprach. Es war ein prächtig gebautes und sehr elegant eingerichtetes Landhaus, in einem schönen Parke, ungefähr drei Meilen nördlich vom Dorfe gelegen.

Kein Wunder also, daß das Staunen des Geistlichen und des Arztes Bestürzung, daß die Ueberraschung des Schulzen zu bitterem Aerger wurde, welchem der letztere auch sofort Ausdruck gab.

„Bei meiner Seele, Ihr beiden Herren, ich muß es wirklich für äußerst seltsam halten, daß Sie mir Blicke zuwerfen, als wenn Sie dächten, das Kind wäre mein, oder ich wäre der Mörder, vielleicht auch Beides. Allerdings hat mein Landsitz sehr große Aehnlichkeit mit dem, welchen die Frau Doctor uns so eben beschrieben hat, und in dem der verstorbene

Doctor Wynne in jener Nacht war; mag sein, daß es auch das einzige derartige Haus in der ganzen Grafschaft ist; ich hoffe indessen von Ihnen, meine Herren, und von Ihnen, Madame, daß Niemand hier in diesem Zimmer oder irgend anderswo den Gedanken hegt, daß mein Haushalt mit irgend einem schimpflichen Familiengeheimnisse in Verbindung steht oder stehen könnte."

„Ach nein, Herr Allen, nein, durchaus nicht — wahrlich nicht," rief Amy hastig und erschreckt.

„Das ist ja selbstverständlich eine reine Unmöglichkeit," fügte der alte Rector hinzu.

„Sie sehen ja, daß wir nur darüber höchlichst erstaunt sind, daß die Beschreibung so genau auf Ihr Haus paßt; indessen konnte dies doch sicherlich Keinen von uns auf die Idee bringen, daß es mit dem als der Sitz eines Familiengeheimnisses beschriebenen identisch sein könne," erklärte Doctor Canning.

Und es hätte auch wirklich einer sehr kühnen Phantasie bedurft zu der Annahme, daß der wohlgeordnete, nur aus seiner Frau, einer in Kirche und Gemeinde im besten Rufe stehenden Matrone von sechzig Jahren, und zwei noch älteren und frömmeren Schwestern bestehende Haushalt des Ortsvorstandes ein Familiengeheimniß bergen könne.

„Da nun aber nicht im entferntesten die Rede davon sein kann, daß es Herrn Allen's Haus gewesen ist, wessen Haus könnte es dann wohl gewesen sein? Ich bin in der hiesigen Gegend noch

fremd, meine Herren, und bitte Sie deshalb um Ihren freundlichen Beistand bei der schweren Aufgabe, das Haus zu identificiren und das Geheimniß zu entschleiern," sagte Amy zu ihrem Besuche gewendet.

„Ja wahrlich, wessen Haus könnte es wohl gewesen sein?" fragte der Schulze.

Der Pfarrer und der Doctor schüttelten den Kopf, ohne indeß irgend eine Vermuthung herausschütteln zu können.

Nach längeren Berathungen, die begreiflicherweise zu keinem Resultate führen konnten, brachen die Herren auf. Obgleich im Laufe der nächsten Wochen alles Mögliche aufgeboten wurde, um der Sache auf den Grund zu kommen, und in allen Localblättern Aufrufe ergingen, in denen theils auf die Verhaftung der Mörder des Doctor Hugh Wynne, als welche immer noch die dem Gefängnisse entsprungenen Verbrecher galten, bedeutende Belohnungen gesetzt, theils die Angehörigen des dem Ermordeten übergebenen Kindes aufgefordert wurden, sich zu melden und das letztere abzuholen — so wurde doch von Allem nicht die mindeste Spur entdeckt.

---

## Vierunddreißigstes Capitel.

Inzwischen nahete der Herbst heran. Als die Tage kürzer und die Nächte kühler wurden, hielt Amy mit ihrem Sohne Berathung über die besten Wege und Mittel, ihre Schulden zu bezahlen und Wintervorräthe anzuschaffen.

Wie wir wissen, standen ihnen nur zehn Pfund Sterling zu Gebote, um ihren pecuniären Verbindlichkeiten nachzukommen, die, Alles in Allem gerechnet, wenigstens fünfzig Pfund betrugen.

„Die zehn Pfund sind, unter so viele Gläubiger vertheilt, so gut wie gar nichts, liebster Owen, und da die Schuld für des Vaters Begräbniß eine heilige Ehrenschuld für uns ist, so mußt Du das ganze Geld nehmen und zum Leichenbestatter bringen und ihn bitten, er möge mir den Rest noch creditiren; ich würde ihm, sobald es irgend in meinen Kräften steht, den letzteren vollständig bezahlen.“ Mit einem Seufzer übergab sie ihrem Sohne die Börse.

Owen trug das Geld sogleich fort und kam mit einer Quittung zurück.

Das Nächste, was nun zwischen Mutter und Sohn besprochen wurde, war möglichste Einschränkung. Aber ach! Sie, die ohnehin schon so dürftig lebten, in was sollten sie sich noch einschränken? Einen Punkt der Art gab es allerdings.

„Wir können Nancy ablohnen, lieber Owen. Was sollen wir auch mit einer Dienerin machen, wenn wir unsere Schulden nicht bezahlen können?"

„Ach, Mutter, das wird Dir aber doch zu sauer werden," entgegnete der Knabe sorgenvoll. „Doch nein, das soll es nicht; ich will Nancy's Arbeit machen, und wenn ich auch wirklich Manches davon noch nicht verstehe, so kann ich es ja noch lernen," fuhr er heiter fort.

„Mein lieber Junge, ich weiß gewiß, daß Du mir eine große Hilfe sein wirst, wie Du mir schon ein so großer Trost bist," sagte Amy, Owen umarmend.

„Aber, liebe Mutter, wir müssen Nancy erst bezahlen, ehe wir sie wegschicken."

„Das versteht sich von selbst, mein Sohn; ich habe bereits daran gedacht und mir überlegt, wie sich das wohl thun läßt. Ich habe eine hübsche Anzahl bunter Kleider, die ich wohl nie wieder tragen werde, denn die Trauerkleider um meinen geliebten Mann werde ich nie ablegen; wenn ich diese fertigen Kleider an die Dienstmädchen hier in der Gegend um die Hälfte der Summe verkaufe, für welche sie hier noch nicht einmal die Stoffe zu neuen Kleidern bekommen, so erhalte ich doch genug, um Nancy ihren Lohn und Lacey den Betrag für den neuen schwarzen Anzug bezahlen zu können. Ich muß Nancy veranlassen, es ihren Bekannten zu sagen, daß ich die Kleider verkaufen wollte."

„Das wird wohl das Beste sein, mein liebes Mütterchen," antwortete Owen zustimmend.

Noch an diesem Tage wurde Nancy in's Vertrauen gezogen und noch vor Ablauf der Woche wurde Amy von Frauenzimmern, die von ihren ausrangirten Kleidern kaufen wollten, förmlich belagert. Nancy leitete das Geschäft und sah nach dem Rechten, sorgte namentlich dafür, daß ihre Herrin nicht übervortheilt wurde; sie erzielte weit bessere Preise, als die gutmüthige Amy jedenfalls nur gefordert haben würde.

Ein weißes Cambrickleid und ein Anzug von rosa Linon, aus Stoffen, welche zu Anzügen für Kinder ganz passend waren, wurden zurückgelegt, um später zu Kleidern für die beiden kleinen Mädchen zerschnitten zu werden.

Und nachdem über die Kleider verfügt war, kamen ein Sommer- und ein Wintermantel, ein schwerer und ein leichter Shawl, einige Hüte und eine Anzahl Kragen, Unterärmel, Bänder und Spitzen an die Reihe; allein nach einigen Geboten erklärte Nancy, sie wollte die Sachen sämmtlich selbst behalten, ehe sie um solche „gotteslästerliche Preise, wie die Leute sie böten, verschleudert würden."

Nun besaß die arme Nancy im Ganzen nicht mehr als fünf Pfund; indessen wirkte ihre Drohung doch und sie erhielt die von ihr geforderten Preise, welche fast dem vollen reellen Werthe der Effecten gleich kamen.

Als zuletzt Alles verkauft war und die Käufe-

rinnen, sowohl durch die Beredtsamkeit der alten Nancy, wie durch ihre eigene Erfahrung überzeugt, ganz vortreffliche Geschäfte gemacht zu haben, sich entfernt hatten, brachte die alte Frau Schränke und Koffer wieder in Ordnung und ging, um Rapport abzustatten, zu ihrer Herrin, welche im Hinterzimmer mit der Anfertigung eines Sonntagshabits für ihren Sohn beschäftigt war und dabei mit dem Fuße die Wiege bewegte, in welcher die beiden Säuglinge Seite an Seite schliefen.

Mit einer wahrhaft rührenden Freude kniete die alte Nancy neben Amy auf den Boden und fing an, ihren Erlös in ihrer Schürze abzuzählen.

„Hier, liebe Frau Amy, hier ist Geld."

„Sieh' da, Nancy, das ist ja weit mehr, als ich erwartet habe!" rief Amy so vergnügt, daß ihre Stimme das Ohr ihres im Laden stehenden Sohnes erreichte, welcher hinaufsprang, um zu sehen, was ihr so großes Vergnügen mache.

„O lieber Owen! Sieh, wir haben fünfzehn Pfund erhalten uud können nun eine zweite Abzahlung für Deines guten Vaters —"

Hier brach Amy plötzlich ab; ihre Augen füllten sich mit Thränen, die sie indeß zurückdrängte, als Nancy rief:

„Halt, liebe Ma'am, hören Sie mich jetzt einmal an. Ich sagte fünfzehn?"

„Ja, Nancy."

„Ganz recht, das habe ich von Betsy Piper für das schwarze und das graue Seidenkleid, den

Shawl und den schwarzen Sammethut. Nun sehen Sie aber da," und mit diesen Worten griff sie in ihr Busentuch und holte einen Haufen Geld, Gold, Silber und Papier durcheinander, hervor. „Jetzt woll'n wir weiter zählen. Fünfzehn Pfund haben Sie schon, hier sind noch fünf, macht zwanzig, und da ist noch 'n Fünfpfundschein — macht — macht — Gott stärke meinen Schädel! Wieviel macht das, Mosjeh Owen?"

„Das macht fünfundzwanzig Pfund, Nancy."

„Nun, im Rechnen bist Du tüchtig, das steht fest! Und es sollte mich wahrlich nicht wundern, wenn Du eines Tags die Rechnungen bei einem großen Kaufmanne schreibst!"

„Nun, liebe Nancy, ich denke dereinst selbst ein großer Kaufmann zu sein, und mächtige Speicher voller Güter und lange Remisen voll Waaren und stattliche Schiffe auf der See zu haben," rief der Knabe in zuversichtlichem Tone mit strahlenden Augen, als ob er in die Zukunft schauen könnte.

„Owen, lieber Owen, an dergleichen darfst Du jetzt nicht zu viel denken. Wie wenige von Deinen Hoffnungen werden dermaleinst verwirklicht werden! Denk' an Deinen Vater, wie edel, wie großherzig, wie hochstrebend er dachte und wie er in seiner Blüthe uns entrissen ward," sagte die junge Wittwe traurig.

„Das weiß ich wohl, liebe Mutter, und ich weiß auch, daß es, wenn es Gott gefällt, mich wegzunehmen, auch gut sein wird, denn was Gott thut,

das ist wohlgethan. Wenn es aber Gott will, so werde ich auch ein reicher Kaufmann werden, mit Speichern und Remisen und Schiffen, wie ich gesagt habe, und mit einem Hause in der Stadt und einem Landhause und Wagen und Pferden und Hunden, und das Alles, liebe Mutter, werde ich nicht blos allein für mich haben, denn ich selbst würde mir nicht viel daraus machen, sondern ich hätte es für andere Leute — vor Allen für Dich und die beiden kleinen Schwestern, und dann für die Armen, besonders für die Wittwen und Waisen, und dann für alle übrigen Leute.

„Mein armer, kleiner fahrender Ritter, du denkst an Richard Whittington und seine Katze, und erwartest vielleicht eines Tags Lordmayor von London zu werden.“

„Nein, Mütterchen, ich denke nicht an Whittington, der sein ganzes Glück einer Katze und einem glücklichen Zufalle verdankte; und ich erwarte nicht, dereinst mein Glück durch eine Katze oder einen Zufall zu machen; aber, weißt Du, liebe Mutter, ich denke an Rothschild, den großen Bankier, der ein armer Deutscher war, aber ein großes Glück hatte und dann selbst Armenhäuser baute. Auch an Stephen Girard denke ich, den großen amerikanischen Kaufmannskönig, welcher nach Philadelphia kam zu Fuß, seine wenigen Kleidungsstücke in einem Taschentuche zusammengebunden, ohne irgend einen Freund auf der Welt, ohne einen Schilling in der Tasche, der aber später ungeheures Glück hatte und eine Schule

für arme Jungen stiftete. Und wenn der liebe Gott will, so denke ich auch ein recht reicher Mann zu werden und recht viel Gutes in der Welt zu thun. Du sollst schon sehen, Mutter, und Du auch, Nancy," plauderte der Knabe mit zuversichtlichem Kopfschütteln.

„Möge der Herr es geben, liebes Kind," antwortete die Alte. „Nun mach' mir aber den Kopf nicht länger warm, denn ich muß das übrige Geld noch zählen und 's ist Alles kleine Münze."

„Soll ich Dir helfen, Nancy," fragte Owen.

„Na, so komm her," entgegnete die Gefragte und schüttete das Geld in des Knaben aufgehaltene Hände. Letzterer zählte es sorgfältig und brachte noch vier Pfund Sterling in halben Kronen, Schillingen und Sechspencestücken heraus.

„Wie viel macht's denn nun zusammen?" fragte Nancy.

„Beinahe dreißig Pfund," antwortete Owen.

„Sehen Sie also, Frau Amy, haben Sie doch dreißig Pfund für Ihre Sachen bekommen," rief die Alte erfreut.

„Das ist viel Geld! Nun kann ich doch Jedem etwas auf Abschlag zahlen! Aber Nancy!" unterbrach sich Amy plötzlich, „ich fürchte sehr, daß Du den armen Leuten in ihrer Freigebigkeit zu viel Geld abgenommen hast für die Sachen!"

„Ihre Freigebigkeit! Frau Amy, ich möchte wohl, daß Sie gesehen hätten, wie freigebig sie waren! So freigebig, daß sie für den ganzen Kram nicht

mehr als 'n einzigen Sovereign gegeben hätten, wenn ich 'n dafür gelassen hätte."

„Ich glaube aber doch, daß Du zuviel genommen hast."

„O nein, Frau Amy. Betsy Piper hat's Meiste gekauft. Warum? Weil sie's am ersten kann; ihr Mann Bill Piper ist Oberkoch auf 'nem Dampfboote und kriegt mehr Lohn, als unser Pfarrer Gehalt; er hat für kein Kind und keinen Kegel zu sorgen, außer für seine Frau Betsy, und da kann sie wohl mit der Tasche voll Geld herstolzirt kommen, wie 'n Pfau, und das Beste von den Sachen kaufen, wie sie's auch gemacht hat. Na, und was haben Sie denn wohl für den schweren Shawl mit dem carmoisinrothen Grunde bezahlt, Frau Amy?"

„Fünf Pfund in London, Nancy."

„Also fünf Pfund in London. Er ist noch ganz wie neu, und bei Lacey's kriegt man 'n nicht unter sechs Pfund; ich hab'n für viere verkauft. Und was hat das graue Seidenkleid gekostet, Frau Amy?"

„Gemacht habe ich es mir selbst; das Zeug dazu kostet zwei Pfund."

„Und ich hab's für ein Pfund weggegeben. Und der schwarze Sammethut?"

„Den habe ich mir auch selbst gemacht; der Sammet und die anderen Zuthaten haben mir ein Pfund gekostet."

„Und die Piper hat fünfzehn Schilling dafür gegeben; Sie sehen also, Ma'am, daß Sie Sachen

von zwanzig Pfund Werth, das Macherlohn gar nicht mit gerechnet, für fünfzehn Pfund, also beinahe für 'n halben Werth bekommen hat. Wäre das etwa zu viel?"

„Nein, ich glaube, Du hast recht, Nancy."

„Nun, und in diesem Verhältnisse habe ich Alles verkauft, beinahe für den vollen Werth, aber nicht ganz so. Und nun möchte ich Sie um 'was Anderes fragen, Frau Amy. Wie viel haben Sie denn in London für Ihren grauen Tuchmantel bezahlt?"

„Vier Pfund, Nancy."

„Na gerade so hoch hab' ich'n taxirt und dafür hingegeben."

„Es war ein Lieblingskleidungsstück von meinem armen Manne, Nancy. Hoffentlich hat ihn ein recht braves Frauenzimmer gekauft."

„Kein recht braves Frauenzimmer, sondern 'ne rechte alte Sünderin, und die, um Sie nicht zu belügen, bin ich selber."

„Ach, Nancy, liebe Nancy, wenn Du den Mantel gekauft hast, so werde ich nie zugeben, daß Du ihn bezahlst; Du mußt ihn zum Geschenke von mir annehmen," sagte Amy.

„Wer? Ich? Nein! 'Ne Wittwe und 'ne Waise um vier Pfund bringen? Wahrhaftig, das thue ich nicht; da will ich verd— sein. Bitt' um Verzeihung, Frau Amy, daß ich fluche; da müßte aber selbst ein Heiliger fluchen, geschweige denn so 'ne alte Sünderin. Und das sag' ich Ihnen, wenn Sie 's

Geld nicht nehmen, so nehme ich den Mantel nicht."

„Gut, Nancy, wie Du willst. Dann bleibt mir nichts übrig, Nancy, als Dir herzlich zu danken und Dir Deinen Lohn auszuzahlen, und mich von Dir zu trennen — mit recht schwerem Herzen, denn Du bist mir nicht blos eine brave Dienerin, sondern auch eine wahre, zuverlässige, treue Freundin gewesen," antwortete Amy, indem ihr die Thränen in die Augen traten.

„Von mir trennen — was soll denn das heißen? Ich bin nicht Willens, mich von Ihnen zu trennen, das sag' ich Ihnen aufrichtig. Ich will nicht von Ihnen fort, denn wenn Sie wissen, daß Sie 'ne gute Dienerin an mir haben — und das scheinen Sie auch wirklich zu wissen — so weiß ich auch, daß ich 'ne gute Herrschaft an Ihnen habe, und 'ne propre, gute Heimath dazu, und die gedenke ich sobald nicht zu verlassen."

„Ach, liebste Nancy, wenn ich Dich behalten könnte, dann würde ich mich niemals von Dir trennen."

„Können Sie mich denn aber auch entbehren? Das ist's, was ich wissen möchte."

„Gut nicht, allerdings nicht, Nancy. Aber Du siehst selbst ein, daß ich mir jetzt keine Dienerin mehr halten kann, da ich so tief in Schulden stecke."

„Können Sie allein, ohne Dienerin fertig werden, da Sie so zart und schwach sind? Sagen Sie mir das."

„Das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß ich den Dienstlohn nicht länger bezahlen kann.“

„Das nehmen Sie mir aber nicht übel. Wer hat denn schon von Lohn zu Ihnen gesprochen, Frau Amy? Ich ganz gewiß nicht. Ich danke meinem himmlischen Schöpfer, daß ich nun auf ’n paar Jahre Kleider genug habe; ich brauche mir keinen Faden mehr zu kaufen. Und ’n paar Bissen zu essen können Sie mir hoffentlich geben und auch ’n Plätzchen, wo ich meine müden alten Knochen des Nachts hinlegen kann, und das ist Alles, was ich verlange, wenigstens für jetzt. Später, wenn ich so lange lebe und Mosjeh Owen ein großer, reicher Kaufmann wird, mit Waarenhäusern und Schiffen, und Häusern in der Stadt und auf dem Lande, dann kann er mich ja bezahlen,“ sagte Nancy mit einem Anfluge von trockenem Humor und leiser Ironie.

Owen indessen faßte die Frage keineswegs in dieser Weise auf. Ganz treuherzig antwortete er:

„Das soll ganz gewiß geschehen, liebe Nancy. Ich will Dir sowohl Capital als Zinsen bezahlen, und Zinseszinsen obendrein. Du sollst dann auch Haushälterin in meinem Hause in der Stadt oder in meinem Landhause werden, wo Du willst, und sollst Dein Leben lang ein schwarzseidenes Kleid und eine Spitzenhaube tragen und weiter nichts thun, als die Schlüssel führen und die Mägde beaufsichtigen. Das würde für Dich ganz gut passen.“

„Ich danke Dir, bestens, mein Herzchen; ich sehe mich schon in 'nem Seidenkleide und 'ner Spitzenhaube, wie ich das Schlüsselbund trage und die Mägde commandire," sagte die alte Frau.

In diesem Augenblicke ertönte die Ladenglocke; Owen eilte hinunter, Nancy verließ das Zimmer gleichfalls, indem, wie sie bemerkte, der Teig zu den Theekuchen „aufgehe." Ihre Herrin hielt sie indessen noch einen Augenblick zurück und sagte:

„Sieh, Nancy, Du gute, treue Frau, wir Beide müssen erst zu einer Verständigung kommen. Die glänzenden Träume meines armen Jungen werden, so lange Du lebst und so lange ich lebe, niemals in Erfüllung gehen. Wenn Du also für jetzt durchaus bei uns bleiben willst, so mußt Du den grauen Mantel als Geschenk von mir annehmen. Nur unter dieser Bedingung kann ich einwilligen, Dich zu behalten, und dabei bleibt es."

„Na, denn ist's gut; wenn ich 'nmal muß, so muß ich auch. So mag's denn meinethalben dabei bleiben."

---

## Fünfunddreißigstes Capitel.

Am nächsten Tage, dem ersten Montage im October, entschloß sich Ammy, da das h. Abendmahl zum ersten Male seit ihrem entsetzlichen Unglücke ausgetheilt werden sollte, die Kirche zu besuchen.

Nachdem das dürftige Frühstück verzehrt war, kleidete die sorgsame Mutter ihren Sohn in seinen neuen schwarzen Anzug, legte ihre Wittwentrauer an, und verließ dann mit Owen das Haus, welches sie nebst den beiden Säuglingen in Nancy's Obhut zurückließ.

Der Herbstmorgen war herrlich, auf der Dorfstraße herrschte Sabbathstille, obschon sie von zahlreichen Landleuten in bunten Feierkleidern belebt war. Wehmüthig blickte die junge Wittwe durch die Falten ihres langen schwarzen Schleiers auf ihre glücklicheren Nachbarn. Doch mußte sie bei dem Anblick einer Gruppe, die sich an der entgegengesetzten Straßenseite langsam fortbewegte, unwillkürlich lächeln.

Es war eine Procession ihrer eigenen, ausrangirten farbigen Garderobe am Leibe eines Theils des weiblichen Dienstpersonals aus dem Dorfe. Unter Allen glänzte Frau Betsy Piper, die gut situirte, glückliche Gattin des Dampfboot-Oberkochs, eine stramme, wohlbeleibte Persönlichkeit, hervor; allein einherwatschelnd blickte sie stolz umher, in dem

Hochgefühle des stolzen Bewußtseins, in Amy's Sammethütchen, welcher für ihren — Frau Betsy's — dicken Kopf etwas zu klein war, und dem carmoisinfarbenen Paisleyshawl, welcher auf ihren breiten Schultern in der Morgensonne wie Feuer strahlten, sehr schön „auszusehen."

Indem sie sich wegen des unwillkürlichen Lächelns, welches ihre sorgerfüllten bleichen Züge für einen Augenblick umschwebt hatte, Vorwürfe machte, zog Amy ihren Kreppschleier dichter vor und schritt tief in Gedanken versunken weiter. Die Kirche lag mit Amy's Wohnung auf derselben Seite der Straße, ganz am oberen Ende der letzteren.

Es war ein kleiner gothischer Bau von grauem Kalkstein, in der Mitte eines großen, von immergrünen Bäumen beschatteten und mit Leichensteinen dicht besetzten Friedhofs gelegen. Es war noch früh, als die junge Wittwe durch das geöffnete Kirchhofsthor trat. Ihres Sohnes Händchen krampfhaft pressend, zog sie ihn mit sich in einen Seitengang, welcher zu einem schattigen Platze an der südwestlichen Ecke des Friedhofs führte, wo im Sommer der Schatten immer am tiefsten war und im Winter die Sonnenstrahlen am wärmsten hinfielen; hier blieb sie an einem einsamen Grabe, welches noch ohne Leichenstein war, stehen.

Einige Augenblicke stand sie ruhig und sich selbst beherrschend, nur ihres Owen Hand drückend und auf ihres Gatten letzte Ruhestätte blickend; dann aber wich ihre Stärke und schluchzend sank sie auf

den Grabhügel nieder. Owen kniete neben ihr nieder, schlang seine Aermchen um ihren Hals, preßte seine weichen Lippen auf die ihrigen und liebkoste sie schweigend. Beider Schmerz war zu tief, zu heilig, als daß sie vieler Worte fähig gewesen wären.

Die Kirchenglocken fingen an zu läuten; die Kirche füllte sich allmälig mit Leuten — noch immer weinte Amy auf dem Grabe, noch immer kniete Owen neben ihr und suchte sie zu trösten.

In dieser Stellung verharrten sie eine Weile, als eine Hand sich sanft auf die Schulter der jungen Wittwe legte und eine sonore Stimme die ernsten Worte sprach:

„Was suchen die Lebenden bei den Todten? Gehe fort von dieser Stätte; Deinem Gatten ist wohl.“

Amy blickte durch ihre Thränen auf und sah einen jungen Mann in der Tracht eines Geistlichen mit einem Blicke des tiefsten Mitgefühls über sich gebeugt. Augenscheinlich war derselbe durch die von der Pfarre auf den Friedhof führende Seitenpforte eingetreten.

Mit ernstem Anstande streckte er seine Hand aus und hob die Trauernde aus ihrer liegenden Stellung auf; dann schritt er vor, der Kirche zu und trat in letztere ein. Amy ergriff Owen's Hand und folgte. Der Geistliche ging in die Sacristei durch eine Hinterthür, Amy durch das Hauptportal.

„Wer ist der Herr, Mutter?“ fragte Oxen.

„Ich weiß es nicht, mein Sohn, wahrscheinlich

Eveson, der junge Geistliche, der zu Herrn Morley's Assistenten ernannt worden ist," erwiderte die Mutter eben so leise, als sie in das Schiff des Gotteshauses eintraten.

Gleich nachdem sie in ihrem Kirchenstande Platz genommen, begann der Gottesdienst. Der feierliche Gesang, die ernst liebevolle Predigt machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth Amy's und ihres Sohnes. Andächtig und ergriffen verwendeten sie nur selten ihre Augen von des Predigers Antlitz, nur um sich gegenseitig auf einen Moment anzublicken, indem in Amy der Gedanke sich regte: „Versteht mein kleiner Sohn auch Alles?" während Owen sich selbst fragte: „Findet die Mutter in der Predigt auch Trost?"

Hätten sie diesen Fragen Worte gegeben, so hätten Beide dieselben bejahend beantworten können, denn Owen verstand die hohe Schönheit und Kraft der Worte des Kanzelredners nicht allein, sondern empfand sie auch tief. Und Amy fand in ihnen nicht nur hohen Trost, sondern wurde durch sie auch mächtig gestärkt, so daß sie am Schlusse der Predigt den Gesang der Gemeinde mit reiner und melodischer Stimme zu begleiten im Stande war.

Der Morgengottesdienst schloß mit der Austheilung des h. Abendmahles, nach welcher die Gemeinde auseinander ging. Als Amy die Kirche verließ, hatte sie — zum ersten Male — Gelegenheit, das tiefe Interesse, welches ihre Nachbarn für sie und ihre vaterlosen Kinder hegten, zu bemerken. Zunächst trat der alte ehrwürdige Rector, welcher bei

dem Gottesdienst nicht mit fungirt hatte, sondern nur andächtiger Zuhörer gewesen war, mit seiner Frau an sie heran, um sie und Owen zu begrüßen, und ihr zum ersten Kirchgang nach überstandener Krankheit Glück zu wünschen. Amy dankte in ihrem eigenen und ihres Sohnes Namen, und als sie sich mit einander unterhielten, winkte der alte Pastor dem jungen Geistlichen und stellte ihn als Herrn Ernst Eveson, seinen neuen Vicar vor.

Der junge Prediger verbeugte sich tief, während Amy zu ihm sagte:

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Herr Eveson, und Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihre heutige Predigt aussprechen zu können. Ihre Worte haben mich in meinem fast sinkenden Glauben wieder aufgerichtet und meine Hoffnung neu belebt.“

Bescheiden antwortete der Geistliche:

„Wenn meine Worte Ihnen auch nur den geringsten Trost gewährten, so bin ich wirklich belohnt.“ Mit diesen Worten empfahl er sich; der Rector mit seiner Frau folgten unter freundlichem Abschiede von Amy und Owen, und diese Beide verließen langsam die Kirche. Sobald sie auf den Kirchhof traten, sahen sie sich von theilnehmenden Nachbarn umringt.

Alle, welche nur den geringsten Vorwand hatten, ihre Bekanntschaft mit Amy oder ihrem verstorbenen Gemahle oder selbst mit dem kleinen Owen geltend zu machen, drängten sich um Mutter und Sohn mit

Blicken und Worten der aufrichtigsten Theilnahme und der größten Achtung, und mit Anerbietungen freundschaftlicher Dienstfertigkeit.

Einige baten sie, neuen Muth zu fassen; Andere luden sie zum Thee ein; noch Andere, die zu Wagen gekommen waren, erboten sich, bei ihrem Hause vorbeizufahren und sie und ihren Sohn mitzunehmen.

Amy dankte ihren Nachbarn mit der ihr eigenen ungekünstelten herzlichen Höflichkeit für ihre Güte, lehnte aber ihre Anerbietungen ab, ergriff dann Owen's Hand und ging ihrer Wohnung zu.

„Lieber Owen,“ sagte sie, als sie Hand in Hand die Straße hinabgingen, „ich fühle mich heut' wohler, als seit der Unglücksnacht, in welcher Dein lieber Vater von uns schied. Denn jetzt fühle ich zum ersten Male, daß er noch lebt; daß er jetzt ein wahreres, verklärteres Leben lebt, als je zuvor; daß er uns, obgleich wir ihn nicht sehen und nicht hören können, nahe ist, uns liebt, über uns wacht. Mein lieber Owen, immer glaubte ich fest an die heiligen Wahrheiten, welche unsere christliche Religion uns lehrt; niemals aber habe ich sie tiefer empfunden, als heute,“ schloß sie, ihre Stimme zu einem leisen Flüstern dämpfend.

Owen liebkoste ihre Hand — das war die einzige Weise, in welcher er seine Sympathie mit diesen Empfindungen auszudrücken, auf diese Gedanken zu antworten im Stande war.

Zu Hause angekommen, fanden sie „beide kleine

Schwestern," wie Owen die Säuglinge nannte, noch schlafend in ihrem Bettchen, in welches Amy sie gelegt hatte, bevor sie zur Kirche gegangen waren. Da ihr einfaches Mittagessen, in Hammelrippen mit geschmorten Kartoffeln und Reispudding bestehend, ihrer bereits wartete, so setzten sie sich zu Tische. Nancy wartete ihnen auf, indem sie, ihrer Gewohnheit nach, allerhand schwatzte.

„Frau Amy, haben Sie wohl heut' morgen auf dem Wege zur Kirche die Frauenzimmer gesehen, die mit Ihrem Staate geputzt waren? Da war Polly Bell mit Ihrem weißen Kreppshawl und Spitzenhute, grad' wie wenn wir mitten im Sommer wären. Die Betsy Piper hatte Ihren dicken Paisleyshawl und Ihren Sammethut auf, grad' wie im tiefen Winter — Juni und Januar gingen im Octobermonate neben 'nander! Wie dumm doch solche aufgeblasene Dienstboten sind; die gehen doch blos in die Kirche, um sich in ihrem Putze sehen zu lassen; 'sist doch 'ne wahre Sünde. Und da wir 'mal von der Kirche sprechen, Frau Amy, ich denke, s'ist meine Christenpflicht, auch 'mal Sonntags in die Kirche zu gehen, und wenn Sie nichts dagegen haben, und mich heut' Nachmittag nicht brauchen, so möcht' ich heut' 'nein. Und da will ich meinen neuen grauen Tuchmantel umhängen; der wird zu meinem braunen Kleide und meinem braunen Seidenhut ganz gut aussehen."

„Ich brauche Dich heut' Nachmittag nicht, Nancy," entgegnete Amy, lächelnd über die Selbsttäuschung

der alten Frau, welche nicht merkte, daß sie dieselbe Schwäche verrieth, die sie im Augenblicke vorher an Anderen getadelt hatte.

So verging der Sonntag im kleinen Haushalte der jungen Wittwe ganz friedlich. Am Montag Morgen nach dem Frühstück, während Nancy mit dem Aufwaschen beschäft war, rief Amy ihren Knaben aus dem Laden herein, und machte sich mit seiner Hilfe an die Eintheilung des Geldes für ihre Gläubiger.

Zunächst wurden drei Pfund für den Leichenbestatter bei Seite gelegt. „Das ist eine wahre Ehrenschuld, lieber Owen,“ wiederholte die junge Wittwe wohl schon zum zwanzigsten Male, als Owen, über die ungleiche Vertheilung erstaunt, zu ihr aufblickte.

Dann wurden die anderen Gläubiger mit angemessenen Summen bedacht; jeder Posten ward in ein besonderes Papier gewickelt und mit dem Namen dessen, für den er bestimmt war, bezeichnet. Sämmtliche Summen wurden Owen mit der Weisung übergeben, sie sofort an die Betreffenden abzuliefern.

Als der Knabe gegangen war, setzte sich Amy auf einen niedrigen Stuhl an die Wiege, in welcher die beiden Kinder Seite an Seite schliefen, und nahm eine Näherei zur Hand, indem sie, wie sie täglich zu thun pflegte, gleichzeitig nähte und die Kinder wiegte.

Hätte ihr der Gatte, der, wie sie in ihrem frommen Gefühle glaubte, über sie wachte, einen guten

Rath, eine Warnung zuflüstern können, so würde es unstreitig die gewesen sein, die schlafenden Kinder und die Näharbeit wenigstens auf eine Stunde zu verlassen und an diesem köstlichen Herbsttage einen Gang in's Freie zu machen, um einige Kraft zu gewinnen für den Kampf des Lebens, der ihrer noch harrte.

Wenn ihr Schutzgeist ihr einen solchen Rath wirklich zuflüsterte, so verstand ihn Amy nicht oder ließ ihn unbeachtet; denn obgleich sie ein unbestimmtes Verlangen nach dem Genusse frischer Luft hatte, und der feste Schlaf der Kinder ihr die Gelegenheit gab, diesem Verlangen nachzukommen, so hielt sie dasselbe doch für eine Versuchung zum Müssiggang; sie widerstand ihm und blieb über ihre Arbeit gebückt, bis sie wieder den alten krampfhaften Schmerz in der Brust und die hektische Hitze auf den Wangen empfand.

So traf sie Owen, als er nach drei Stunden von seinem Wege zurückkehrte. Fröhlich trat er in die Stube, und als sie aufsah, rief er:

„Wie hübsch Du aussiehst, Mütterchen! Deine Backen sind rosenroth und Deine Augen glänzen so schön; jetzt wirst Du doch wieder ganz wohl werden, nicht wahr?" fragte er; denn was konnte der arme Junge von jenem Feuer des Todes wissen, welches der Blüthe der Gesundheit so ähnlich ist!

„Es ist die Aufregung von meiner Arbeit, lieber Owen, Du siehst, ich habe einen weißen Cambricüberzug zerschnitten, um Kleider für die beiden Mäd-

chen daraus zu machen; es fehlt mir sehr daran und ich bekomme wenigstens drei Stück daraus. Doch sieh, mein Junge, ich erzähle Dir da von allen meinen kleinen weiblichen Arbeiten, gerade als ob Du auch ein Frauenzimmer wärest und etwas davon verständest! Aber ich habe auch Niemand, mit dem ich darüber sprechen kann; Du bist mir ja Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Herzensfreund, Alles — Alles, mein guter Junge!“ sagte Amy ernst.

„O, das möchte ich, möchte Dir Alles sein, liebes Mütterchen; ich möchte es Dir immer mehr werden jedes Jahr, so lange ich lebe! Ich bete zum lieben Gott, er möge mich gut und weise und stark machen, wie den kleinen Samuel, liebes Mütterchen. Jetzt ist es so schön draußen — so schön, das einem das Herz lacht, wenn man nur hinauskommt in den Sonnenschein. Willst Du nicht Deinen Hut aufsetzen und einen Spaziergang machen, inzwischen will ich bei den kleinen Schwestern bleiben?“

„Nein, mein Junge, heut' nicht. Erst muß ich wenigstens ein Paar von diesen Ueberzügen fertig machen, bevor der Abend herankommt, damit Nancy morgen früh das Bettchen frisch beziehen kann. Nun aber erzähl' mir, wie es Dir gegangen ist — waren die Gläubiger mit dem Geld zu frieden, das Du ihnen gegeben hast?“

„Jawohl, liebes Mütterchen, das waren sie und freuten sich auch darüber sehr. Sie sagten ich, wäre

ein tüchtiger Junge und Du wärest sehr prompt mit dem Bezahlen."

„Was sagte der Leichenbestatter?"

„Ach, liebe Mutter, der war von Allen am besten gegen mich. Er sagte: „Sag' Deiner Mutter, ich ließe ihr meinen herzlichen Dank sagen; allein ich fürchtete, sie entziehe es sich selbst, und sie brauchte mir kein Geld weiter zu bezahlen, als bis es sich gut für sie paßte. Und wenn sie mir den Rest gar niemals bezahlte, so würde ich doch niemals danach fragen."

„Der Mann ist sehr gut, und ich danke ihm vielmal; allein so etwas zu denken, daß ich ihm den Rest niemals bezahlen würde! Als wenn ich meinen ewiggeliebten, unvergeßlichen Hugh mit Schulden in seinem Grabe lassen würde! Und dann wundere ich mich auch, wie er auf den Gedanken kommt, oder wie er wissen kann, daß es mir schwer fällt, zu bezahlen?"

„Ich denke mir," sagte Owen nachdenklich, „er hat es gemerkt."

„Ich will Ihnen sagen, wie er's erfahren hat," sagte hier Nancy, ihren Kopf zur Küche hineinsteckend, „er hat die drei Jesabeln gestern in die Kirche gehen sehen, wie sie mit Ihren Sachen aufgedonnert waren. Sie werden sich doch wohl denken können, daß er es wußte, der Staat wäre von Ihnen? Paisleyshawls und Sammethut sind doch hier in diesem Dorfe nicht so ordinär, daß nicht alle Leute wissen sollten, von wem sie herrührten!"

„Ich habe doch aber meinen Winterhut und dicken Shawl noch nicht ein einziges Mal getragen, seitdem ich hier bin, Du weißt ja selbst, daß wir erst in Anfang Sommers hergekommen sind.“

„Ganz recht; da haben Sie aber den weißen Kreppshawl und den weißen Spitzenhut und den blauen Linonüberrock oft genug getragen. Und Herr Duskee hat den aufgebläheten Pfau, die Polly Bell, mit den Sachen herstolziren sehen, und hat sie wieder erkannt und hat sich daraus das Uebrige gleich hinzugedacht. Und nun Mosjeh Owen heut' Morgen zu ihm gekommen ist und hat's Geld gebracht, so hat er sich auch gleich zusammengereimt, woher 's gekommen ist, und hat dann auch gesehen, wie hart es für Sie sein müßte, Alles zu bezahlen. Da haben Sie die ganze Bescheerung.“

„Du magst allerdings recht haben, Nancy.“

„Ich weiß, daß 's so ist, Herzchen. Die Männer sind keine Dummköpfe. Ich will zwar nicht behaupten, daß sie so viel Verstand haben, wie wir Frauenzimmer, denn das wissen wir Alle, daß sie den nicht haben, sonst könnten sie ja ohne uns fertig werden. Aber doch sind sie keine ganzen Narren und keine ganzen Dummköpfe, wenn sie uns auch 'mal nicht haben.“

Wer weiß, was die Alte noch in ihrer Weise zusammenphilosophirt haben würde, wenn nicht plötzlich das Wasser auf dem Herde übergekocht und eine Wolke von Dampf und leichter Asche auf-

gestiegen wäre, wodurch sie zu einem schleunigen Rückzug veranlaßt wurde.

Das Klingeln der Ladenglocke rief auch Owen ab, und die Kinder erwachten und schrieen, so daß auch Amy ihre Arbeit weglegen mußte. So trennte sich der kleine Haushalt, um am Abend bei der frugalen Mahlzeit zusammenzutreffen; denn die Hausgenossen hatten sich neuerlichst dahin geeinigt, der Ersparniß halber täglich nur zwei Mahlzeiten, und zwar die eine Morgens um acht, und die andere Nachmittags um vier Uhr, zu genießen.

---

## Sechsunddreißigstes Capitel.

Während die arme Amy und ihr kleiner Sohn in ihrer einsamen Heimath den harten Kampf um ihre materielle Existenz durchmachten, war Frau Llewellyn mit der Ausführung ihres teuflischen Planes gegen Gladys beschäftigt.

Als das erbarmungslose Weib so plötzlich von Forest Lodge abreiste, brachte sie ihr unglückliches Opfer nach London in der Hoffnung, in der Wildniß der endlosen Stadt ein sichereres Versteck zu finden, als ihr die Wildniß der Wälder dargeboten hatte.

Sie miethete ein möblirtes Haus in einer der lebhaftesten Straßen von Bloomsbury, und hielt hier ihr Mündel in noch engerem und sorgfältigerem Gewahrsam, als in Forest Lodge und Cader Idris.

Hier wurde Gladys in ein nach vorn hinaus gelegenes Zimmer im dritten Stockwerke, im obersten Giebel des Hauses, eingesperrt. Die unteren Fensterflügel wurden durch Gitter verwahrt, wie in einer Kinderstube, so daß sie weder den Kopf hinausstecken, noch auf die Straße hinabsehen konnte, sondern nur durch die oberen Flügel den Himmel und die Dachfenster des gegenüber liegenden Hauses zu erblicken im Stande war.

Gladys schien ihre Freiheit nicht zu entbehren, ja eine ausgedehntere Aussicht nicht einmal zu wünschen. Durch die äußerliche und innerliche Anwendung starker abspannender Mittel war sie in einen Zustand von körperlicher und geistiger Schwäche versetzt, der einer zweiten Kindheit glich. Das Zimmer, in welchem sie gefangen gehalten wurde, war mit Allem versehen, was zum Wohlbehagen, zum Zeitvertreibe und zum Vergnügen eines Kindes dienen konnte. Es war geräumig, gut gelüftet und stieß unmittelbar an ein eben so gesundes Schlafzimmer. Außer dem gewohnten prächtigen Meublement enthielt es ein schönes Fortepiano, eine Harfe, eine Guitarre, ja selbst ein Akkordion. Die Wände hingen voller bunter Gemälde und auf dem Kaminsimse standen Statuetten und Puppen von Meißner Porzellan.

Außerdem aber war ein Spielzeug da, welches

ein bitterer Hohn für eine ihres Kindes beraubte junge Mutter zu sein schien: eine lebensgroße Puppe nämlich, eins jener Producte französischer mechanischer Kunst, welches die Augen schloß, sobald es niedergelegt, sie wieder öffnete, wenn es aufgehoben wurde und einen leisen Schrei von sich gab, wenn man es drückte. Diese Puppe war ganz wie ein lebendiger Säugling angekleidet und lag in einer hübschen, reich decorirten Wiege.

Obgleich die arme Gladys noch so viel Verstand besaß, um zu erkennen, daß diese Puppe nicht ihr eigenes Kind sei, so war sie doch schon so geistesschwach, daß sie das Spielzeug mit so großer Zärtlichkeit und Sorgfalt behandelte, als ob sie wirklich dächte, daß ihre Aufmerksamkeit ihm zu Gute kommen oder ihre Vernachlässigung ihm schaden könne.

Jeden Morgen kleidete sie die Puppe sauber an und schickte sie mit Ennis spazieren. Jeden Abend zog sie sie wieder aus und nahm sie an ihr des Trostes so bedürftiges Herz, und brachte Stunden lang damit zu, es zu wiegen und leise ein Schlummerlied dazu zu singen.

Jetzt war sie auch überredet worden, die Nachricht von ihres Mannes Tod zu glauben, und hatte sich an den Gedanken der Heirath mit James Stukely gewöhnt, wenn nicht mit demselben befreundet. Denn als Ennis, die ihre hilflose Pflegebefohlene zu bemitleiden und zu lieben angefangen hatte, bei einer Gelegenheit zu ihr sagte:

„O, Fräulein Gladys, wie können Sie eine leblose Puppe liebkosen und küssen, als wenn es ein wirkliches lebendiges Kind wäre, von welchem Sie für Ihre Sorgfalt Liebe erwarteten?“ so antwortete die arme junge Mutter mit dem schallenden Lachen ihrer früheren Jugend:

„Wenn ich einen Strohkopf zum Manne bekommen soll, weshalb soll ich dann nicht eine Puppe zum Kinde haben? Es ist Alles einerlei, meine gute Ennis, glaube mir das.“

Nächst der Beschäftigung mit ihrem „Kinde“ fand sie den größten Trost in der Musik. Oft sang sie ihre Lieblingslieder und begleitete sich auf dem Fortepiano, der Harfe oder der Guitarre selbst dazu. Oft blieben die Vorübergehenden unten auf der Straße stehen, und lauschten den herrlichen Harmonien, welche das Echo himmlischer Töne zu sein schienen, oder den einfacheren, fröhlichen Melodien, welche der Brust eines gefiederten Waldsängers zu entquellen schienen.

Das stattliche, etwas altväterische Gebäude an der andern Seite der Straße war Eigenthum und Wohnung einer reichen, unverheiratheten, aber nicht mehr ganz jungen Dame, des Fräulein Wendover. Diese saß öfters hinter den seidenen Vorhängen ihrer geöffneten Fenster und lauschte der klagenden Stimme der unsichtbaren Sängerin. „Der gefangene Vogel,“ so wurde sie von Manchen wegen ihrer vergitterten Fenster und ihrer schönen Stimme, „die verrückte Dame“ von anderen weniger poetischen Leuten ge-

nannt, welche einen solchen Zustand bei ihr vermutheten oder ihr denselben zuschrieben.

Aber unter allen Nachbarn und Vorübergehenden, welche der Musik ein aufmerksames Ohr liehen, schien von Glady's Stimme keiner so gebannt, als ein armer Arbeiter, der mit noch vielen anderen beim Bau eines großen Hauses in derselben Straße beschäftigt war, und auf seinem Wege zur Arbeit oder zu seinem Logis etwa viermal täglich unter ihrem Fenster durchging. Zahlreich waren die halben Taglöhne, welche diesem armen Burschen dafür abgezogen wurden, daß er seines Arbeitgebers Zeit mit dem Lauschen auf die lieblichen Töne der unsichtbaren Sängerin verbrachte; denn mochte er nun auf dem Wege zur Arbeit, oder zu seinem Kosthause, mochte seine Arbeit noch so nothwendig, mochte sein Hunger noch so groß sein: der Klang ihrer Stimme reichte hin, seinen eilenden Fuß aufzuhalten und ihn vor dem Hause festzubannen, zu dessen Fenstern er stundenlang hinaufstarren konnte.

Bei einer von diesen Gelegenheiten bemerkte Frau Llewellyn, welche an den Fenstern ihres Wohnzimmers saß, von den carmoisinrothen Vorhängen desselben jedem Außenstehenden verborgen, aber selbst im Stande, Alles, was draußen vorging, genau wahrzunehmen, diesen sonderbaren, musiktollen Arbeiter, wie er mit seiner Kalkmulde auf der Schulter auf dem Trottoir stand und zu den Fenstern ihrer Gefangenen hinaufstarrte.

Ein gewisses Etwas in seinem Auge fesselte ihre

Aufmerksamkeit und zog ihren prüfenden Blick auf seine Gestalt; als er aber auf einen Augenblick seinen alten, abgeschabten Hut abnahm und etwas mehr Licht auf sein Gesicht fiel, stieß sie einen leisen Schrei aus und sank bleich und fast ohnmächtig in ihren Lehnsessel zurück.

Eine Minute später stand sie auf und zog die Glocke, um ihre Zofe herbeizurufen.

„Ennis, komm stell' Dich einmal gerade hierher, hinter den Vorhang, und sieh' Dir den Mann genau an.“

„Zu Befehl, Madame. Welchen Mann?“

„Den dort drüben in der Barchentblouse, mit der Mulde auf der Schulter, der drüben am Rinnstein steht und hierher nach dem Hause blickt. Siehst Du ihn?“

„Ja, Ma'am.“

„An wen erinnert Dich dieser Mann wohl?“

„Gott sei uns gnädig, Ma'am!“ rief das Mädchen und trat erschreckt zurück.

„Sieh' nochmals hin; an wen erinnert er Dich, frag' ich?“

„Der Himmel schütze uns!“

„Ennis, ich frage Dich noch einmal, wie der Mann aussieht; mach' mich nicht böse und antworte mir.“

„Es ist wirklich zum Schaudern, Ma'am! Bitte, verzeihen Sie, aber — er sieht aus wie Herrn Arthur's Geist!“

„Geist! — Doch Du hast recht, Ennis, die

Aehnlichkeit ist frappant. Geh' hinunter an die Hausthür und beobachte den Mann. Wenn er sich entfernt, so folge ihm nach; suche seinen Namen, seine Wohnung und seinen Stand ausfindig zu machen und dann komm zurück und bring' mir Nachricht."

„Ja, Ma'am, wenn — wenn ich es herausbringen kann," sagte das Mädchen gehorsam und verließ das Zimmer.

„Sonderbar! Ganz sonderbar! Nie sah ich eine größere Aehnlichkeit, nie zuvor in meinem ganzen Leben. Erst dachte ich, es sei ein Gebilde meiner Phantasie, die Schöpfung eines kranken Gehirns, aber auch Ennis bemerkte die Aehnlichkeit — und Ennis hat nicht mehr Phantasie als eine Gans. Und die Art und Weise, wie er auf ihren Gesang horchte und zu ihren Fenstern hinaufstarrte! Auffallend! Höchst auffallend! Sollte mich der verzweifelte Thor hintergangen haben? Könnte Arthur Powis noch am Leben sein? Aber nein, nein, nein! Ich bin verrückt, daß ich an so etwas nur denken kann; denn wenn er noch lebte, so würde er seine Frau nicht eine einzige Stunde in meinen Händen gelassen haben," murmelte Frau Llewellyn, indem sie unruhig in ihrem prächtigen Zimmer auf und ab ging.

Nach einiger Zeit schlich sie sich wieder an's Fenster und lugte durch die Vorhänge.

Ja; dort stand er noch und schaute wie bezaubert zu Gladys' Fenstern auf und lauschte immer, ob-

wohl sie bereits zu singen aufgehört hatte. Das Gesicht des Mannes war sehr blaß, seine Wangen erschienen hohl und eingefallen, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, und auf seiner Stirn zeigte sich zwischen den Augenbrauen eine dunkle, tiefe Furche, wie von schwerem Leiden oder tiefem Denken.

Während ihn Frau Llewellyn noch betrachtete, schreckte er plötzlich wie aus einem Traume auf, seufzte, schüttelte den Kopf, hob seine Kalkmulde auf die andere Schulter, und ging, indem er seinen Kopf auf die Brust sinken ließ, mit einer Miene tiefer Niedergeschlagenheit davon.

Ennis trat aus ihrem Verstecke hervor und ging ihm nach.

Frau Jay trat vom Fenster zurück und begann ihren unruhigen Hin- und Herweg durch das Zimmer von Neuem. So trieb sie es fast eine Stunde, bis Ennis zurückkam.

„Nun, Mädchen?“ fragte sie dann, sich auf einen Stuhl niederlassend.

„Nun, Ma'am, 'sist ein armer, einfältiger, ganz harmloser Bursche; er heißt Billy Simmons und ist Handlanger bei einem Steinmetz; er arbeitet mit an Fräulein Wendover's großem neuen Hause dort unten an der Straßenecke,“ antwortete Ennis tief Athem holend.

„Fräulein, wessen?“

„Fräulein Wendover, der reichen alten Jungfer, Ma'am, die drüben in dem großen Hause wohnt.

Sie legt jetzt eine große Geldsumme im Bau eines großen Hôtels an."

„Du dummes Ding, was schert mich die alte Jungfer und ihr Geld? Du sollst mir von dem Manne erzählen."

„Ja, Ma'am, ich habe Ihnen ja schon erzählt! Ich folgte ihm bis zu dem Hôtel, wo sie Alle in voller Arbeit waren, und hörte, wie der Polirer zu ihm sagte: „Ihr seid schon wieder zu spät gekommen, Billy; ich muß Euch ein Vierteltaglohn abziehen." Der Mann sagte: „Schon gut." Dann ging er und füllte seine Mulde mit Mörtel. Darauf trat ich zu dem Polirer heran und fragte: „Wer ist denn eigentlich der Bursche, der uns damit geärgert hat, daß er vor unserm Hause gestanden und über eine Stunde lang starr auf unsere Fenster geglotzt hat?" D'rauf sagte der Polirer: „Darum müssen Sie sich nicht ärgern; 'sist ein armer Kerl, nicht recht gescheidt im Kopfe, der aber Niemand etwas zu Leid thut und dessen Gedanken nicht über seinen Kalktrog hinausgehen. Ich will aber doch dafür sorgen, daß er Sie nicht wieder ärgert." — Da fragt' ich: „Wie heißt er denn?" „Billy Simmons, mein Kind; er ist halb närrisch, Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Aber, wie gesagt, ich will dafür sorgen, daß er Sie nicht wieder ärgert." Darauf bedankte ich mich bei dem Polirer und ging wieder meiner Wege."

„Ganz gut, Du hast wirklich ganz gescheidt gehandelt, Ennis. Nun möchte ich aber, daß Du

aufpaßtest, bis der Mann wieder vorbeigeht, wenn er von der Arbeit kommt, und ihm dann nachgingst und ausfindig machtest, wo er wohnt."

„Wie Sie befehlen, Ma'am."

„Und noch Eins, Ennis."

„Ja, Ma'am."

„Du kannst Dir das schwarzseidene Kleid von mir nehmen, mit dem breiten Besatze, und kannst es für Dich zurecht machen."

„Ich danke Ihnen bestens, Ma'am."

„Jetzt kannst Du gehen."

Ennis ging mit einem Knixe. Als sie an diesem Abend das Haus verließ, wußte nur ihre Herrin, wohin sie ging. Sobald sie um sechs Uhr die Bauleute von der Arbeit kommen sah, stellte sie sich an der Hausthür auf Posten, um auf den sonderbaren Arbeiter zu warten.

Auch Frau Llewellyn gab hinter ihren Gardinen auf ihn Achtung.

Bald kam der Erwartete, den anderen Arbeitern langsam nachschlendernd. Dem Hause gegenüber blieb er stehen, schaute zu den oberen Fenstern hinauf und ging dann weiter.

Ennis trat vor und folgte ihm.

Es vergingen zwei Stunden, bevor sie zurückkam. Sie fand Frau Jay noch im Wohnzimmer, ihrer harrend.

„Nun, Ennis, hast Du gefunden, was ich wollte?"

„Ja, Ma'am, und das war' ne schöne Hetze. Er

wohnt in Westminster, bei einer alten Wäscherin. Einmal glaubte ich, er würde in ein Bierhaus eintreten, und da dacht' ich, dann willst Du aufpassen und dort nach ihm fragen, aber er that's nicht, und so ging ich ihm dann den ganzen Weg bis Westminster zu Fuße nach. Und als ich ihn in ein Haus eintreten sah, vor dessen Fenstern das Schild einer Wäscherin hing, trat ich auch hinein, und machte einen Vorwand wegen Wäsche. Während ich mit der Wäscherin sprach — es war eine ganz alte Frau — hörte ich, wie sie zu dem Mann sagte: „Billy, Euer Essen steht in der Küche auf dem Tisch," und der Mann antwortete: „Schon gut," und ging fort. „Ist der hübsche junge Mann Ihr Sohn, Ma'am?" fragte ich, „Mr. Billy? Nein, wahrhaftig nicht!" sagte sie, „aber ich sorge so für ihn, als wenn er's wirklich wäre. 'Sist blos ein Miethsmann von mir." „Wie lange kennen Sie ihn denn schon?" fragt' ich. „Schon viele Monate," sagte sie. „Aber was fragen Sie mich denn so angelegentlich? Sie sind wohl in unsern Billy verliebt, junges Frauenzimmer?" „Nein, ich danke schön, Ma'am," sagt' ich. „Da wir über das Waschlohn nicht einig werden können, so thue ich am besten, ich gehe." Und so ging ich und setzte mich in einen Omnibus und bin nun wieder da, Ma'am."

„Du hast Deine Sache ganz gut gemacht. So haben wir uns allem Anschein nach durch eine jener sonderbaren Aehnlichkeiten täuschen lassen, die uns

in der Welt mitunter vorkommen. Ich hatte eine schwache Hoffnung, daß dieser auffallende Mensch vielleicht der langvermißte Arthur Powis sein könne. Er hat sich aber anders herausgestellt. Wir wollen die ganze Sache vergessen," sagte Frau Llewellyn heuchlerisch.

Als Ennis von ihrer Herrin entlassen worden, ging sie direct auf das Zimmer von Arthur Powis' Frau. Sie fand dieselbe mit der Puppe am Busen in der Stube auf und ab gehend und ein Wiegenlied singend.

„Du bist so lange ausgeblieben, Ennis, daß ich das Kind ohne Dich ausgezogen habe. Du kannst wieder gehen, wenn ich Dich nöthig habe, werde ich klingeln," sagte die arme Gladys, und fuhr dann mit wahrhaft ergreifender Stimme im Refrain ihres Wiegenlieds fort.

„Das ist wahrhaftig zum Herzbrechen," sagte Ennis zu sich, als sie die Treppe hinabging; „indessen vier Pfund monatlich und alle abgelegten Seidenkleider und Shawls — das ist doch 'ne schöne Sache." —

Frau Llewellyn klingelte, als sie allein war, den Taubstummen.

„Ich habe den ganzen Nachmittag und Abend auf Dich gewartet. Wo bist Du gewesen?" Diese Frage buchstabirte sie mit größter Geschwindigkeit auf den Fingern.

Er antwortete auf dieselbe Weise:

„Sie werden sich erinnern, Madame, daß Sie

mir heut' einen halben Tag frei gegeben haben, und da bin ich in Greenwich gewesen."

„Das hatte ich vergessen. Warte jetzt."

Der Stumme nickte.

„Ist Arthur Powis todt?"

Wiederum nickte der Stumme.

„Bist Du dessen gewiß?"

Er hob die Finger empor und buchstabirte:

„Ganz gewiß."

„Ich wollte, ich könnte ganz sicher davon überzeugt sein!"

„Als ich den jungen Löwen erschlug, brachte ich Ihnen zum Beweise seines Todes seine Haut," antwortete der Stumme, die Worte langsam mittelst der Fingersprache sprechend.

„Du brachtest mir die zerrissene Mütze und die blutbefleckte Uniform des Lieutenants — das ist noch kein ganz sicherer Beweis von seinem Tode."

„Wie hätte ich ihm die Kleidungsstücke vom Leibe abziehen können, wenn ich ihn nicht vorher erschlagen hätte."

„Du kannst ihn auch nur betäubt haben, und er kann dann wieder zu sich gekommen sein."

„Wenn er wieder zu sich gekommen wäre, würde er dann nicht Lärm gemacht haben? — Würde er nicht zu seiner Frau zurückgekehrt sein?"

„Allerdings sollte man das glauben; aber seine Leiche ist niemals aufgefunden worden — das ist doch ganz auffallend."

„Sein Körper sank im Frith of Forth sogleich in

in die Tiefe. Dort haben ihn die Fische gefressen, und menschliche Vielfraße haben die Fische verzehrt. Bald werden die Würmer wieder die Vielfraße gefressen haben."

„Schweig, Du schreckliches Geschöpf! Ich glaube, der Lieutenant ist wirklich todt. Es treibt sich aber ein Mensch hier umher, der Arthur Powis so merkwürdig ähnlich sieht, daß mich die Sache sehr beunruhigt. Bist Du vielleicht einer solchen Persönlichkeit begegnet?"

Der Taubstumme schüttelte langsam den Kopf.

„Er ist Handlanger und arbeitet an dem neuen Hôtel unten an der Ecke. Er trägt eine Kalkmulde und geht täglich drei- bis viermal hier vorbei. Gieb Acht auf ihn."

Der Stumme nickte zum Zeichen des Gehorsams mit dem Kopfe.

„Jetzt geh', ich habe Briefe zu schreiben."

Mit einer Verbeugung entfernte sich Judas.

„Es ist mir ganz so, als wenn mich dieser Bursche hinterginge und bei augenblicklicher Versuchung fähig wäre, mich zu verrathen! Ich muß ihm jeden Anlaß zu der Vermuthung nehmen, daß ich ihn im Verdacht hätte oder ihn fürchte! O was für eine Welt ist es, in der man sich nicht auf seine Vertrauten verlassen darf! Und dann die außerordentliche Aehnlichkeit dieses Fremden mit Arthur Powis. Doch ist sie natürlich nur ganz zufällig. Anders kann es nicht sein! Es wäre thöricht und abgeschmackt, es wäre geradezu unsinnig, zu glauben, daß Arthur

Powis noch lebt, und daß er dieser Mann ist.“ So sprach Frau Llewellyn zu sich selbst.

Aber obgleich sie sich dies wieder und immer wieder sagte, so konnte sie die Angst, die sie quälte, doch nicht bemeistern. Endlich setzte sie sich an ihren Schreibtisch und verfaßte den folgenden Brief an ihren hoffnungsvollen Sohn, der noch in Oxford auf der Universität war:

„London, ** October 18**.

Mein lieber James!

Das Jahr, welches Deiner Forderung nach von Arthur Powis' Tode an bis zu Deiner Heirath mit seiner Wittwe verfließen sollte, ist nun vergangen. Arthur Powis ist nun schon über zwölf Monate todt! Gladys hat ihren Kummer überwunden und ihre Wittwentrauer abgelegt. Sie liebt Dich, mein Sohn, sie hat Dich immer geliebt, und Du hättest sie schon vor zwei Jahren heirathen können, wenn Du ihr mehr den Hof gemacht hättest. Vor drei Monaten bat sie mich um eine Haarlocke von Dir; ich gab ihr eine solche, und seit dieser Zeit hat sie dieselbe stets am Herzen getragen. Du würdest an der Wahrheit dieses Umstandes zweifeln, wenn ein Anderer als Deine eigene Mutter ihn Dir mittheilte; Du wirst aber dieser Mittheilung glauben, wenn ich sie Dir mache, die ich niemals in meinem Leben, unter keinen Umständen, von der strengen Wahrheit abgewichen bin. Nun ich Dir dies Alles versichert habe, so daß Du jetzt überzeugt sein mußt,

das schuldlose Herz Deiner jungen Cousine gewonnen zu haben, so wirst Du hoffentlich einsehen, daß alle Grundsätze der Ehre Dein unverzügliches Hierherkommen erfordern, damit Du Dich sofort mit Gladys vermählen kannst. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Alles dazu in Bereitschaft ist, so daß die Hochzeit am Tage nach Deiner Ankunft stattfinden kann.

Deine zärtlich besorgte Mutter
Jane Jay Llewellyn."

Nachdem der Brief gesiegelt und zur Post gesendet war, ging Frau Jay zur Ruhe und schlief den Schlaf des Gerechten, ungestört von der Erinnerung an ihre Verbrechen, von Gewissensbissen oder von Furcht vor Entdeckung. Der Tag der Vergeltung war für sie noch nicht gekommen!

Es vergingen mehrere Tage, aber obgleich Frau Llewellyn, Ennis und Judas scharfen Ausguck auf den mysteriösen Arbeiter hielten, so bemerkte sie doch nichts mehr von ihm.

Merkwürdig genug verursachte seine Abwesenheit Frau Llewellyn mehr Mißbehagen und Unruhe, als seine Gegenwart bei ihr hervorgerufen hatte. Wer war der Fremde? Was war möglicherweise seine Absicht? Nur ein schuldbeladenes Gewissen konnte sich durch Aufstellung dieser Fragen wegen der vermeintlichen Aehnlichkeit eines Lebenden mit einem Todten quälen.

Endlich befahl sie, von innerer Unruhe getrieben,

ihrer vertrauten Dienerin — der sie, beiläufig gesagt, nur halb trauete —:

„Ennis, es ist beinahe eine Woche her, seit wir den sonderbaren Muldenträger nicht gesehen haben, und ich fürchte fast, daß dem armen Burschen ein Mißgeschick zugestoßen ist. Vielleicht ist er krank und leidet am Nothwendigsten bittern Mangel; vielleicht ist er gar gestorben. Geh' deshalb auf den Bau und frage nach ihm."

Ennis, von ihrer Gebieterin Vorgeben einer wohlwollenden Theilnahme an dem armen Arbeiter nicht im Mindesten getäuscht, machte sich sofort auf den Weg.

Als sie den halb vollendeten Bau erreicht hatte und den Polirer nach dem fehlenden Arbeiter fragte, brach dieser in ein gutmüthiges Lächeln aus und sagte:

„Das ist nun schon das zweite Mal in dieser Woche, mein hübsches Schätzchen, daß Sie nach Billy fragen. Das erste Mal wollten Sie wissen, wer er wäre, und beklagten sich darüber, daß er Ihre Fenster anstarre. Jetzt vermuthe ich, daß Sie es sind, nach der er gesehen hat, und daß Sie sich darüber bei Weitem nicht so beleidigt gefunden haben, als Sie sagten. Denn jetzt vermissen Sie ihn und fragen, wo er geblieben ist. Was ist denn Billy für Sie, mein Kind, oder was sind Sie für Billy? Haben Sie sich in den hübschen Burschen verliebt, Jüngferchen, daß Sie ihm nachlaufen?"

„Ich danke Ihnen, Herr," antwortete Ennis,

den Kopf aufwerfend, „ich bin ein respectables, junges Dienstmädchen und werfe mich nicht dadurch weg, daß ich Männern nachlaufe. Meine Herrschaft schickt mich, um mich nach einem armen, freundlosen Arbeiter zu erkundigen, indem sie fürchtet, daß er krank und leidend sei."

„Nun denn gut, mein respectables junges Dienstmädchen, sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß ich von Billy seit dem letzten Sonnabend Abend, als er sein Wochenlohn ausgezahlt bekommen hat, nichts wieder gesehen habe. In dieser Woche hoffe ich alle Tage, daß er wiederkommen würde, wie Sie aber selbst sehen, ist er nicht erschienen. Uebrigens weiß ich nicht einmal, wo er wohnt, kann also nicht nach ihm schicken."

Mit dieser Antwort kehrte Ennis zu ihrer Herrschaft zurück.

„Es ist wunderbar, ganz wunderbar, wie mich der Gedanke an diesen Fremden quält. Es liegt mir wie ein Alp auf der Brust, wie wenn ein Gespenst mich verfolgte! Also seinen Wochenlöhn hat er bekommen und ist dann verschwunden. Wohin ist er? Was ist's mit ihm? Ist ihm ein Unfall passirt? Wahrlich, ich glaube, ich werde verrückt! Was ist's mit mir, daß ich mich seinetwegen so quäle?" So redete Frau Llewellyn mit sich selbst, als sie über Ennis' Mittheilungen nachdachte. Nach einigen Minuten Grübeln! sprach sie laut:

„Ennis!"

„Madame?"

„Geh' in des Mannes Quartier und frag', was aus ihm geworden ist."

„Ja, Madame, aber —"

„Nun?"

„Verzeihen Sie, Madame; schickt es sich aber auch für ein junges Frauenzimmer, einem jungen Manne nachzugehen und nach ihm zu fragen?"

„Es schickt sich für ein junges Frauenzimmer, den Befehlen ihrer Herrschaft ohne Murren und ohne Widerrede zu folgen," antwortete Frau Llewellyn strenge.

Ennis machte ein verdrießliches Gesicht, als sie sich umwendete, um das Zimmer zu verlassen, was Frau Jay glücklicherweise nicht gewahr wurde, als sie sie zurückrief.

„Ennis!"

„Zu Befehl, Madame."

„Wenn Du keine Thörin bist, so brauchst Du Dich nicht im geringsten zu compromittiren. Wie Du mir früher sagtest, ist die Hauswirthin des Mannes eine Wäscherin. Du kannst ja als Vorwand die Angabe benutzen, Du wolltest ihr für Dich zu waschen geben; dabei gebrauche Deine Augen und Deine Klugheit, und Du wirst bezüglich des Mannes Alles erfahren, was ich wissen möchte, ohne daß Du einzige Frage zu thun brauchst."

„Ich will es versuchen," antwortete das Mädchen und entfernte sich.

Sie bestieg einen Omnibus und fuhr direct nach Westminster zu dem Hause der Wäscherin, welche sie

mit Waschen beschäftigt und in sehr verdrießlicher Laune fand.

„Ich komme nochmals wegen der Wäsche, Ma'am, sagte Ennis, sich uneingeladen auf den nächsten Stuhl setzend, und ich möchte wissen, wieviel Sie für das Dutzend verlangen."

„Verlange gar nichts! Habe jetzt mehr zu thun, als ich bewältigen kann," fuhr die Wäscherin auf.

Durch diese im gröbsten Tone gegebene Antwort „auf den Mund geklopft," schwieg Ennis eine kleine Weile still und sah sich im Zimmer vorsichtig nach irgend einem Zeichen um, welches die Anwesenheit des Arbeiters hätte errathen können. Aber sie konnte nichts bemerken — weder Hut, noch Rock, noch Weste oder Stiefeln, kein einziges Männerkleidungsstück.

„Habe mehr zu thun und werde schlechter dafür bezahlt, als irgend ein Negersklave auf der ganzen Erde," fuhr die Frau fort, indem sie sich an ihrem Waschbottich nicht stören ließ.

„Wir würden Sie aber gut bezahlen," warf Ennis ein.

„Weiß nicht, ob Sie das thun würden oder nicht; ist mir auch ganz einerlei. Nehme jetzt von Niemand keine Wäsche mehr an. Wollte wahrhaftig, daß die Damen und Herren selber waschen müßten; dann würden sie wahrscheinlich vernünftiger sein," rief die Waschfrau und rang an einem Hemde, daß die Nähte krachten.

„Haben Sie Zahnschmerzen, Ma'am?“ fragte Ennis erschrocken.

„Nein, Ohrenschmerzen,“ fuhr die Frau sie an, mit beiden Armen wild im Wasser umherfahrend.

„Das thut mir sehr leid,“ antwortete Ennis.

„Wenn das ist, warum hören Sie denn nicht zu schwatzen auf? Meine Ohren schmerzen mich nur von Ihrer vorlauten Zunge! Worauf warten Sie noch?“ fragte das Weib schnöde, und hielt mit ihrer Arbeit ein, sie giftig ansehend.

Die Zofe war aber nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Mit fester Stimme antwortete sie:

„Ich warte, um ein wenig auszuruhen, wenn Sie nichts dawider haben, und dann will ich gehen.“

Die Wäscherin fuhr mit ihrer Arbeit fort und that, als ob Niemand zugegen wäre. Bei dieser Laune der abstoßenden Frau konnte Ennis es nicht wagen, nach dem Miethsmanne zu fragen. So blieb sie still sitzen, einen passenden Eingang abwartend, und auf den etwaigen Eintritt des Arbeiters hoffend.

Endlich hielt die Waschfrau inne, hob den Bottich mit schmutzigem Seifenwasser auf und sah aus, als ob sie bei der leisesten Herausforderung das Ganze über Ennis' hübschen neuen Hut und den von ihrer Herrin erst neulich erhaltenen schwarzseidenen Anzug auszuschütten bereit sei. Dabei fragte sie kurz:

„Sie sind noch immer da? Haben Sie sich in der Zeit ausgeruhet?“

„Ich danke Ihnen, ja, ich will jetzt gehen," sagte Ennis und stand auf.

„Ich denke, s'ist auch Zeit dazu!"

Ennis dachte, es sei jetzt hohe Zeit, ihren Auftrag auszurichten, wenn sie denselben ausrichten wollte und so riskirte sie die Frage:

„Logirt der junge Mann noch bei Ihnen?"

„Wer? Was?"

„Der junge Arbeiter, wohnt er noch bei Ihnen?"

„Sieh da! Das wußt' ich, als Sie kamen. Pfui, schämen Sie sich, hinter Männern herzulaufen! Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

„Meine Herrschaft hat mich hergeschickt!" rief Ennis aufgebracht.

„Wer's glaubt! Ich sag' Ihnen nochmals, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

„Meine Herrschaft hat mich wirklich hergeschickt. Sie vermißte den armen Menschen, und dachte, er wäre vielleicht krank und litte Mangel, und deswegen schickte sie mich her, um mich nach ihm zu erkundigen.

„Ihnen glaub' ich doch nicht; ich glaub' gar nicht, daß Sie 'ne Herrschaft haben, ich glaube auch nicht, daß sie Sie hergeschickt hat, und glaub' nicht, daß Sie 'ne Bess're sind, als Sie sein möchten."

„Das sind auch wohl wenige von uns," lachte Ennis.

„Ich aber bin's, wenn Sie erlauben, Jungfer Unverschämt, packen Sie sich mit Ihren impertinenten Redensarten und scheeren Sie sich nun endlich weg!" rief die erboste Frau.

„Sagen Sie mir erst, ob der junge Mann noch hier wohnt und warum er nicht an die Arbeit gegangen ist.“

„Ich sage Ihnen nichts, gar nichts! Was geht Sie das an? Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ rief die Wäscherin, mit ihrem Waschfaß drohend auf Ennis losgehend.

Das Mädchen zog sich nunmehr eilig zurück, setzte sich, da sie sich von der gänzlichen Fruchtlosigkeit ihrer Versuche überzeugte, wieder in einen Omnibus und fuhr nach Hause zurück.

Sie wußte recht wohl, daß, wenn sie Frau Llewellyn einen ganz wahrheitsgetreuen Bericht über ihre Expedition machte, sie wegen der Erfolglosigkeit derselben bittern Tadel ernten würde; deshalb erzählte sie ihr eine Unwahrheit.

„Ich kam zu Frau Slosh; er ist aber am Sonnabend Abend von ihr weggegangen und sie weiß nicht, wohin.“

„Es hat ihn irgend ein Unfall getroffen! Aber — Unsinn, was geht mich sein Unfall an? Die Aehnlichkeit des Mannes mit dem Todten bringt mich ganz aus der Contenance; ich muß die ganze Sache zu vergessen suchen,“ sagte die Frau zu sich selbst.

In diesem Augenblicke trat Judas ein und überbrachte ihr einen Brief.

„Ihr könnt Beide gehen,“ sagte sie, zu den Dienstboten gewendet, als sie bemerkte, daß diese auf weitere Befehle warteten.

Als sie sich entfernt hatten, erbrach sie das Schreiben. Es war die Antwort ihres Sohnes auf den Brief, in welchem sie ihn nach London gerufen hatte. James Stukely schrieb seiner Mutter, daß er ihrem Befehle folgen und binnen wenigen Tagen bei ihr eintreffen werde.

Sogleich traf Frau Llewellyn die nöthigen Anordnungen zu seinem Empfange. Dann ging sie zu Gladys hinauf. Sie fand dieses unglückliche Opfer ihrer Schändlichkeit auf einem Schaukelstuhl sitzend, die Puppe an ihr Herz drückend, und dieselbe hin und her wiegend, wozu sie ein Wiegenlied sang. Ihr Antlitz war leichenblaß und ihr langes dunkles Haar floß über ihr weißes Nachtgewand hinab.

„Sie können jetzt aufhören, dies Lied zu singen, Gladys. Ihr Cousin, James Stukely, wird bald hier sein. Wenn er kommt, werden Sie ihn hoffentlich besser behandeln, als das letzte Mal, nicht wahr?

„Welches letzte Mal?" fragte Gladys.

„Mein Gott, sollte sie denn ihr Gedächtniß wirklich so weit verloren haben!" dachte Frau Jay bestürzt. Dann sprach sie:

„Darauf kommt ja gar nichts an. Sie werden ihn jetzt gut behandeln, nicht wahr?"

„Jawohl. Was kümm're ich mich darum?"

„Und Sie werden ihn auch heirathen?"

„Jawohl, natürlich.

Das Leben ist ja nur ein Possenspiel;
Meinethalben mag's gehen, wie es will!"

antwortete Gladys, den Chor eines komischen Gassenhauers singend, den ihr Ohr, wer weiß wo, aufgefaßt hatte, wahrscheinlich von Nachtschwärmern, welche auf ihrem späten Heimwege unter ihren Fenstern vorbeigegangen waren.

„Gut denn; Sie müssen aber auch bedenken, daß dies Alles nur zu Ihrem eigenen Wohle ist.“

„Ganz gewiß,“

„Sie wissen, daß Sie, sobald Sie verheirathet sind, mit Ihrem Gemahl eine hübsche Vergnügungsreise machen und viele fremde Städte und interessante Gegenstände sehen sollen; Sie werden gewiß eine herrliche Zeit mit einander verleben.“

„Ja, das weiß ich.“

„Und dann kehren Sie nach Cader Idris zurück und sind dann unumschränkte Herrin ihres ganzen Vermögens.“

„Ganz recht.“

„Denken Sie also daran, was ich Ihnen gesagt habe, Gladys. Nun gute Nacht,“ schloß Frau Jay und entfernte sich dann.

Drei Tage darauf, gegen Abend, kam Herr James Stukely an.

„Du bist also sicher, daß diesmal Alles ganz in der Ordnung ist und richtig gehen wird?“ fragte er, als er mit seiner Mutter allein am Theetische saß.

„Ganz sicher, mein Sohn. Gladys ist noch ein wenig sonderbar in ihrer Weise, aber nicht mehr heftig.“

„Ich wollte aber, daß sie gar nicht sonderbar wäre, bemerkte Herr Stukely.

„Sei nicht unverständig, James. Du kannst nicht Alles haben, was Du Dir wünschest! Hier, bei Gladys, hast Du Jugend, Schönheit, Talente und Fähigkeiten, Liebenswürdigkeit, Rang und Reichthum! Was kannst Du vernünftiger Weise mehr erwarten? Wenn sie in ihrem Wesen anfänglich etwas wunderlich ist, so mußt Du damit Geduld haben; mit der Zeit wird sich das schon legen.“

„Und trägt sie wirklich mein Haar in ihrem Busen?“

„Jawohl, am Herzen.“

„Höchst merkwürdig.“

„Ich habe gesehen, wie sie es leidenschaftlich küßte.“

„Oh—h—h! Morgen kann sie mich küssen, wenn es ihr Vergnügen macht! Aber, Mutter, ich muß, ich muß sie wirklich allein sehen, bevor wir getraut werden. Denn ich muß aus ihrem eigenen Munde das Versprechen haben, daß sie mich wirklich heirathen will, bevor ich Gefahr laufe, wieder so zum Narren gehalten werden, wie das erste Mal.“

„Genügt Dir ihr mir gegebenes Versprechen nicht?“ fragte seine Mutter frostig.

„Nein, Mutter! Sie hat es Dir das erste Mal auch versprochen und dann ihr Versprechen mir gegenüber doch gebrochen!“ antwortete Herr Stukely fest.

Als Frau Llewellyn bemerkte, daß ihr sonst so

leicht zu leitender Sohn in einer ungewöhnlich unlenksamen, hartnäckigen Stimmung war, versprach sie, daß er Gladys am andern Tage allein sehen solle.

Zu diesem Zwecke begab sie sich früh am Morgen in Gladys' Zimmer, um dieselbe auf den Besuch vorzubereiten.

Zunächst gab sie ihr im Kaffee eine größere Dosis des die Willenskraft paralysirenden Giftes. Dann sprach sie zu ihr:

„Liebe Gladys, nachher wird Ihr Cousin heraufkommen, um Sie zu fragen, ob Sie auch wirklich Willens sind, ihn zu heirathen. Was werden Sie ihm antworten?"

„Ich weiß es selbst nicht. Was soll ich ihm denn antworten?"

„Nun, Sie sollen sagen: Ja, natürlich."

„Ja, natürlich," antwortete Gladys, einem Kinde gleich, welches eine Lection auswendig lernen soll.

„Vielleicht wird er Sie auch fragen, ob Sie ihn ganz aus freiem Willen nehmen. Dann müssen Sie ihm sagen: Das versteht sich von selbst."

„Das versteht sich von selbst," erwiderte Gladys.

„Ferner bedenken Sie, daß Sie dieses Zimmer niemals verlassen dürfen, wenn Sie ihn nicht nehmen. Wenn Sie ihn aber heirathen, so sollen Sie es sogleich verlassen und durch die ganze Welt reisen, wenn Sie sonst Lust dazu haben."

„Ich will ihn ja nehmen, seien Sie unbesorgt. Mir ist es ja einerlei; ich habe so viel Lust, das Eine wie das Andere zu thun."

„Nun, dann machen Sie es so, wie ich Ihnen sage; Sie werden dann auch glücklich werden."

„Das ist gewiß," antwortete Gladys.

Dann suchte Frau Llewellyn ihren Sohn auf und brachte ihn bis an die Thür von Gladys' Stube, indem sie sagte:

„Nun, Du Ungläubiger, geh' hinein und frag' selbst. Aber bedenke, daß sie eine junge, zarte Frau ist und ganz natürlicher Weise nur erst allmälig ihre innige Liebe zu Dir zu erkennen geben wird. Du mußt ihre Liebe für gewiß annehmen, wenn sie einwilligt, Deine Frau zu werden."

„Ah, wirklich!"

„Ganz sicher. Der größte Beweis ihrer Liebe, den sie Dir geben kann, ist es, wenn sie Dir ihre Hand vor dem Altare reicht."

„Höchst merkwürdig!"

„Nun, was ist denn daran Merkwürdiges?"

„Daß sie einwilligen sollte, mich zu heirathen, ohne mir zu gestehen, daß sie mich liebt."

„Du Einfaltspinsel! Du verlangst wohl gar, daß sie Dir eine Liebeserklärung machen soll."

„Weiß nicht. Ich habe aber schon gesehen, daß sie es so machen.

„Wie gesehen?"

„Natürlich die Mädchen."

„Das ist nicht wahr!"

„Und doch!"

„Höchstens Närrinnen oder Fuchteln. Gladys gehört zu keinen von beiden Sorten. Jetzt

geh' hinein und sprich mit ihr;" und mit diesen Worten öffnete Frau Llewellyn die Thür, ließ ihn eintreten und zog sie dann wieder zu, worauf sie ihr Ohr an das Schlüsselloch legte.

Als James Stukely eintrat, saß Gladys vor dem Pianino, um ein neues Musikstück einzuüben, wozu sie kaum noch die Fähigkeit zu haben schien, denn sie ließ viele Noten aus, so daß ein ganz erbärmliches Geklimper die Folge war.

Herrn Stukely ward die Stirn heiß, als er vortrat und stotterte:

„Wie befinden Sie sich, Cousine Gladys?"

„O, ich bin ganz wohl, danke Ihnen; wie geht es Ihnen?" antwortete sie, und drehte sich auf dem Stuhle um, so daß sie ihm in's Gesicht sehen konnte.

„Um so besser, als ich Sie jetzt sehe," antwortete James Stukely, Muth gewinnend, mit einem Ausfluge von Galanterie, und sah sich nach einem Stuhle um.

Es war indessen kein solcher in seiner Nähe, auch lud ihn Gladys nicht zum Sitzen ein, sondern blieb im Gegentheil still sitzen und sah ihn mit ruhigem, fragendem Auge an, als ob sie erwarte, daß er den Zweck seines Kommens erkläre und dann wieder gehen werde.

Herr Stukely stand da, den einen Daumen um den andern drehend; da er nicht den Muth hatte, einen Stuhl herbeizuholen und sich ohne Einladung zu setzen, so trat er an die Ecke des Piano, stemmte seinen Arm auf das Instrument und brachte dann sein Anliegen vor.

„Cousine Gladys, ich sehe, Sie sind beschäftigt; ich will Sie nicht lange stören. Ich kam blos — um zu fragen — um Sie zu fragen — ob — ob Sie — ob Sie mich heirathen wollten.“

„Ja, natürlich,“ erwiderte Gladys mit der ihr in den Mund gelegten Redensart.

„O wie freuet mich das! Ich — ich wußte nicht — ich fürchtete — ich dachte — kurz — Cousine Gladys, ist dies auch Ihr freier Wille?“

„Das versteht sich von selbst,“ antwortete Gladys, ganz wie ihr gesagt worden war. —

„Gut, Cousine Gladys; Alles, was ich Ihnen darauf sagen kann, ist — daß ich Ihnen herzlich danke und — daß ich Sie aufrichtig liebe, und daß — daß ich stets Alles thun werde, was Sie wünschen. Ich — ich — der Himmel ist mein Zeuge, daß ich es will.“

Nachdem Gladys in dieser Weise ihre auswendig gelernte Aufgabe hergesagt hatte, schien sie der Ansicht zu sein, daß sie ihre Schuldigkeit gethan habe; denn ganz kaltblütig wendete sie sich wieder zum Piano und fing von Neuem an zu spielen.

James Stukely blieb am Instrumente lehnen, und murmelte, indem er sie aufmerksam beobachtete:

„Höchst merkwürdig!“

Sie aber schien seine Gegenwart gänzlich vergessen zu haben.

Endlich konnte er seine Lage nicht länger aushalten, und stotterte daher:

„Cousine Gladys, da Sie beschäftigt sind, so werde ich Sie jetzt verlassen und — und versuchen, mich — mich nach dieser — dieser sehr aufregenden — Unterhaltung zu fassen.“

„Das ist recht,“ antwortete Gladys, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen oder mit den Fingern auf den Tasten innezuhalten.

„Und wissen Sie, Cousine, Sie und Mutter können alles Uebrige besorgen,“ fuhr Herr Stukely fort.

Als Gladys auf diese Bemerkung nicht antwortete, sondern fortfuhr zu klimpern, glaubte Herr Stukely sich die Freiheit nehmen zu dürfen, sie zu verlassen, und stahl sich leise aus dem Zimmer.

„Nun?“ fragte Frau Llewellyn.

„Nun, sie sagt ja, sie wolle mich heirathen, und noch dazu ganz aus freiem Willen.“

„Das sagte ich Dir ja im voraus! Hoffentlich wird Dir mein Wort für das Nächste, was ich Dir zufällig zu sagen habe, genügen.“

„Ja, Mutter, — aber —“

„Was denn?“

„Gladys scheint mir schwachköpfig zu sein. Ich wollte, sie hätte etwas mehr Verstand.“

„Lieber Sohn, deshalb gräme Dich nicht. Sie hat sonst Alles — Jugend, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Rang, Reichthum — und was den Verstand anbetrifft, so hast Du ja genug für Euch Beide,“ antwortete Frau Llewellyn, ihm auf die Schulter klopfend.

„Das ist freilich wahr," bemerkte Herr Stukely selbstgefällig, indem er die versteckte, bittere Ironie in seiner Mutter Worten zum Glück für sich selbst nicht bemerkte.

---

## Siebenunddreißigstes Capitel.

„Und nun, James Stukely, nun Du, wie Du es wolltest, Gladys' Einwilligung aus ihrem eigenen Munde vernommen hast, nun existirt nicht mehr die geringste Ursache, die Hochzeit länger aufzuschieben. Ich bin übrigens des Aufenthaltes hier auch ganz überdrüssig, denn so eingezogen wir auch leben, so fangen wir doch an, größere Aufmerksamkeit zu erregen, als mir lieb ist," sagte Frau Llewellyn, als sie mit ihrem Sohne wieder allein auf ihrem Zimmer war.

„Ei, wirklich! Aber warum hast Du es nicht gern, wenn Du Aufmerksamkeit erregst?"

„Das ist meine Sache."

„Ganz merkwürdig!"

„Deshalb wäre es, bei Licht betrachtet, am besten, wenn Du gleich heut' Morgen gingest, um Dir eine Speciallicenz auszuwirken, und dann mit einem Geistlichen sprächest, so daß die Trauung heut' Abend um acht Uhr ganz in der Stille hier auf dem Zim-

mer stattfände. Dann könnten wir um zehn Uhr mit dem Nachtzuge nach Chester fahren, und von da nach Cader Idris gehen."

„Nein, Mutter, nein! Durchaus nicht! Das gebe ich nicht zu," antwortete James Stukely.

„Was willst Du nicht zugeben, warum denn? Ich dachte, jetzt, wo Gladys eingewilligt hat, wäre Alles in Richtigkeit!" rief Frau Llewellyn aufgebracht.

„Allerdings, so weit ist Alles in Richtigkeit, aber —"

„Aber was?"

„Ich gebe nicht zu, daß ich in einem Privatzimmer, mitten in der Nacht getraut werde, als wollte ich eine Frau einschmuggeln und schämte mich dessen, was ich thue. Das thue ich nicht! Das gebe ich auf keinen Fall zu! Ich will am hellen, lichten Tage, öffentlich in der Kirche oder gar nicht getraut werden," rief Herr Stukely und schlug mit der geballten Faust auf die Marmorplatte des Tisches.

Wenn Frau Llewellyn jemals auf ihren Sohn bitterlich erzürnt war oder sich stark versucht fühlte, ihren ganzen Plan aufzugeben, so war es in diesem Augenblicke.

„O heilige Geduld!" rief sie. „Ich wollte mich gar nicht darum ärgern, daß ich einen so halsstarrigen Sohn habe, wenn er nur Grütze genug im Kopf hätte, für sich selbst zu sorgen. Ich würde mich gar nicht darum grämen, daß ich einen Einfaltspinsel zum Sohn habe, wenn er nur zugeben

wollte, daß ich für ihn sorge; aber ich behaupte, daß ein dummer und dabei zugleich halsstarriger Sohn für eine sorgsame Mutter das Miserabelste auf der Erde ist, denn ein halsstarriger Schafskopf ist der schlechteste von allen Sorten von Schafsköpfen."

Stukely vertheidigte sich gegen diesen plumpen Angriff mit keinem Worte, sondern behauptete ein trotziges Schweigen.

„Bedenkst Du auch," brach Frau Llewellyn von Neuem los, „daß Deine Cousine Gladys weder körperlich, noch geistig gesund genug ist, sich öffentlich in der Kirche trauen zu lassen?"

„Wenn sie überhaupt gesund genug ist, um zu heirathen, so ist sie auch gesund genug, sich in der Kirche trauen zu lassen," entgegnete Herr Stukely mürrisch auffahrend.

„Nun denn, wenn Du durchaus darauf bestehst, so mag's sein. Die Trauung kann morgen früh um zehn Uhr stattfinden und wir reisen dann mit dem Zwölf-Uhr-Zuge ab. Bist Du damit zufrieden?"

„Ja, Mutter. Ich möchte nur, daß Alles möglichst offen und ehrlich zugeht. Und wenn ich grob gegen Dich gewesen sein sollte, so bitte ich Dich deshalb um Verzeihung, Mutter," antwortete James Stukely, indem seine finstere Stirn sich entwölkte.

„Die ist Dir gewährt; doch wollte ich lieber, Du folgtest meinem Rathe, als daß Du mich um Verzeihung bittest."

„Folgen will ich Dir in Allem, was recht ist, Mutter."

„Würde ich Dir wohl etwas Unrechtes anrathen — ich, Deine Mutter?" fragte Frau Jay vorwurfsvoll.

„Sieh, Mutter, Du magst es wohl für Recht halten, wenn ich mit Gladys privatim bei Nacht in einem Hinterzimmer getraut werde, und wenn Du es dafür hältst, so hast Du auch Recht, es mir zu rathen. Ich aber bin der Ansicht, daß, wenn meine Trauung auf diese Weise stattfindet, dies eine Winkeltrauung ist, und daß es aussieht, als hätte ich meine Frau gestohlen, und fürchtete, daß es entdeckt werden möchte! Und da ich so denke, so würde es unrecht von mir sein, wenn ich meine Einwilligung dazu geben wollte. Denn für den, der etwas für Sünde hält, ist es auch wirklich Sünde, das weißt Du ja selbst, Mutter," erklärte James mit einer außergewöhnlichen Verstandesäußerung.

„Meinetwegen möge es so sein, wie Du es wünschest! Ich will nicht länger mit Dir streiten; es würde doch zu nichts führen! Jetzt geh' aber und triff die wenigen Vorbereitungen, die in Deinem Bereiche liegen; ich will mein Departement besorgen," erwiderte Frau Llewellyn, und brach durch ihr Aufstehen die Conferenz ab.

Nachdem aber James Stukely gegangen war, schritt sie mißmuthig und unruhig im Zimmer auf und ab und murmelte vor sich hin:

„Was für ein halsstarriges Geschöpf ist doch

mein Sohn, wenn es ihm einmal in den Kopf kommt! Darauf zu bestehen, daß er in der Kirche getraut wird! Hoffentlich wird keine Gefahr dabei sein; ich glaube es wenigstens nicht! Ich sehe nicht ein, woher eine Gefahr kommen sollte. Sie wird nicht wieder einen solchen Auftritt herbeiführen, wie beim vorigen Male. Sie hat jetzt keinen Spion, mich zu beobachten, und keinen Bundesgenossen, der ihr Beistand leisten könnte. Sie hat kein Reizmittel bei der Hand, um die Wirkung meiner Alkaloide zu paralysiren. Diesmal ist sie nicht im Stande, eine Rolle zu spielen. Sie ist meinem Willen gänzlich unterthan. Deshalb kann keine Gefahr dabei sein, wenn sie in der Kirche getraut werden. Und doch —"

Und doch — Frau Llewellyn war innerlich nicht ganz befriedigt, als sie langsam aus dem Gesellschaftszimmer schritt.

Mit dem Eintritt der Nacht waren alle Vorbereitungen zur Hochzeit vollendet.

Früh am andern Morgen trat Frau Llewellyn in Begleitung von Ennis, welche eine Platte mit dem Frühstück trug, in das Zimmer ihres Opfers. Sie fand Gladys bereits aufgestanden, nachlässig in den weißen Morgenrock gekleidet, den sie gewöhnlich trug, und mit dem Ankleiden der Puppe beschäftigt.

„Sehen Sie," rief sie, die Puppe emporhaltend, „James hat gestern ein neues Spitzenkleidchen mitgebracht. Wie niedlich sie darin aussieht!"

„Allerdings; aber lassen Sie jetzt die Puppe

liegen und frühstücken Sie erst. Wissen Sie nicht, welcher Tag heut' ist?" fragte Frau Llewellyn.

„Nein. Was ist denn für ein Tag?"

„Ihr Hochzeitstag, Gladys."

„Wirklich? Mein Hochzeitstag?"

„Jawohl. Wissen Sie denn nicht, daß Sie heute getraut werden sollen?"

„Wahrlich, nein."

„So ist es aber. Jetzt legen Sie die Puppe hin und kommen Sie, genießen Sie Ihr Frühstück."

Gladys legte folgsam die Puppe in die Wiege und setzte sich an den Tisch, um den vergifteten Kaffee zu genießen.

„So, nun bin ich fertig; jetzt können wir gehen," sagte sie, indem sie aufstand und sich den Mund abwischte.

„Sie müssen sich doch aber erst anziehen, bevor Sie gehen," bemerkte ihre Peinigerin.

„Ach ja, daran hatte ich gar nicht gedacht," entgegnete das arme Geschöpf und warf einen schwarzen Shawl über ihren weißen Negligérock; dann trat sie an einen Kleiderschrank und wollte einen Hut herausnehmen.

„Halt! halt, Gladys! Sie wollen doch nicht im Nachtrock zur Kirche gehen? Unsinn! Ich glaube, Sie wissen selbst nicht, was Sie thun!"

„Das glaube ich auch," antwortete Gladys lachend.

„So setzen Sie sich hier vor Ihren Toilettetisch, damit Ennis Sie anziehen kann."

Gladys lachte, setzte sich und löste ihr langes Haar. Ennis begann mit großer Angst dasselbe zu ordnen, denn sie fing an Zweifel zu hegen, ob sie recht gehandelt habe, die Pläne ihrer Herrin zu unterstützen.

Gladys' Brauttoilette war bald beendet.

Diesmal trug sie anstatt des langen Schleiers einen weißen Hut und einen weißen Mantel über einer weißseidenen Robe. Sobald ihr die Handschuhe angezogen waren und sie das Gesangbuch in die Hand genommen hätte, wurde sie die Treppe hinunter an die Hausthür geführt, wo der Bräutigam in festlichem Anzuge ihrer bereits wartete.

„Hoffentlich ist jetzt Alles in Ordnung, Cousine Gladys?" sagte er, ihre Hand ergreifend.

„Alles in Ordnung," antwortete sie.

„Und wenn Sie etwa Neigung haben, zurückzutreten, so thun Sie es hier und jetzt gleich, und warten Sie nicht wieder, bis wir vor dem Geistlichen stehen."

„O nein, das wird sie nicht thun!" fiel Frau Llewellyn hastig ein.

„O nein, das wird sie nicht thun!" wiederholte Gladys mechanisch.

„Nun denn, so kommen Sie," mahnte Herr Stukely, und führte die Braut an den Wagen, der ihrer vor der Thür harrte.

Frau Llewellyn folgte, denn sie wollte mit ihnen fahren.

Während James Stukely Gladys in den Wagen

hob, blickte Frau Llewellyn mit einer unbestimmten Unruhe beklemmt die Straße hinauf und hinab, ob nicht etwa der sonderbare Muldenträger erscheinen und das Vorhaben in der einen oder der andern Weise stören würde. Es ließ sich jedoch Niemand sehen.

Sie stieg daher gleichfalls ein und sogleich rollte der Wagen davon.

Die von Frau Llewellyn und ihrem Sohn für die Trauung gewählte Kirche lag am Westende der Stadt, eine gute halbe Stunde von ihrer Wohnung entfernt. Diese Vorsicht hatte Frau Jay deshalb getroffen, damit nicht die auf der Straße sich umhertreibenden Müssiggänger dem Brautpaar folgten, was wahrscheinlich der Fall gewesen sein würde, wenn die Trauung in einer in der Nähe gelegenen Kirche stattgefunden hätte.

Wer aber kann sagen, wie kurze Zeit zur Verbreitung von Stadtneuigkeiten erforderlich ist?

Die Neuigkeit, daß an diesem Morgen ein Brautpaar in der St. Jameskirche getraut werden würde, war dem letzteren gewissermaßen vorangeflogen. Vielleicht hatte der mit der Oeffnung und Lüftung der Kirche beauftragte Küster gegen die Schließer der Emporkirchen und Priechen eine Andeutung fallen lassen, und diese hatten die Nachricht weiter verbreitet. Vielleicht hatten die Leute einfach die Wahrheit aus dem Umstande errathen, daß an einem Wochentage, an welchem weder Frühkirche, noch Betstunde war, die Kirche geöffnet wurde.

Kurz, es hatte sich ein ganzer Volkshaufen in die Nähe der Kirche gesammelt: Zeitungsjungen, Schwefelholzmädchen, Stiefelwichser, Bummler, Herumtreiber und Bettler bildeten eine ganze Schaar, die der Ankunft des Brautpaars harrte.

Selbst die bei der Aufführung einiger neuen Gebäude in der Nähe beschäftigten Bauhandwerker und Handlanger machten für einige Minuten „blau," um das Brautpaar zu sehen.

Der Wagen fuhr vor. Der Bräutigam stieg aus und half dann der Braut beim Aussteigen; die letztere war so dicht verschleiert, daß Niemand sie sehen konnte, als sie vom Ersteren in die Kirche geführt wurde.

Frau Llewellyn stieg mit Hilfe ihres Dieners aus und als sie dem jungen Paare folgte, ließ sie ihre Augen verächtlich über die versammelte „Canaille" umherschweifen -- dabei traf ihr Blick den des fremden Arbeiters.

Da stand der Gesuchte mit einer Mulde auf dem Rücken, und sah sie mit einer Art von blödsinniger Bestürzung an, die sich in seinem verwirrten Staunen und seinem weit geöffneten Munde deutlich genug ausdrückte.

Gleich einem eisigen Schwerte durchdrang der Schreck ihr Herz, und schaudernd wie in einem Fieberanfall betrat sie die Kirche.

Eine ansehnliche Zahl ganz respectabel aussehender Zuschauer füllte die hinteren Sitze und die Seitenstände. Es waren ungeladene oder vielmehr nur

vom Küster eingeladene Hochzeitsgäste oder Trauerzeugen.

Erbost über die draußen versammelten Leute, erschrocken über den fremden Arbeiter und voll Aerger über die Zuschauer in der Kirche, fand Frau Llewellyn eine Gelegenheit, dicht neben ihren Sohn zu kommen, und raunte ihm zornig die Fragen zu:

„Was ist das? Woher kommen alle diese Leute? Wer hat ihnen erlaubt, hier einzudringen?"

„Nun, Mutter, ich glaube, daß wenn die Kirchenthüren offen stehen, alle Leute, die Kirchenstände haben, berechtigt sind, herein zu kommen und Allem, was hier vorgeht, zuzuschauen. Und ich für meinen Theil habe auch nichts dagegen. Haben Sie etwas dagegen, Cousine Gladys?"

„O nein," antwortete die Braut.

„Nun siehst Du, Mutter, daß Gladys eben so wenig dagegen hat, wie ich. Und überdies sollte jede Trauung eine öffentliche Feierlichkeit sein, und keine häusliche Ceremonie. Laß die Leute immerhin herein kommen und der meinigen zusehen, wenn es ihnen irgend Vergnügen macht. Ich habe das auch dem Küster gesagt."

„Immer ein Thor," sprach seine Mutter vor sich hin.

Während dieser Zeit hatten sie den Raum vor dem Altar erreicht, wo der Geistliche stand. Die Betheiligten stellten sich sofort auf.

Der Geistliche öffnete sein Buch und begann die Ceremonie.

Die Braut war ruhig und kalt wie eine Statue.

Der Bräutigam war ein wenig unruhig, wie wenn ihn die Reminiscenzen an eine frühere Trauungs-ceremonie doch störten.

Frau Llewellyn stand etwas hinter dem Brautpaare, äußerlich ganz ruhig, innerlich aber in hohem Grade aufgeregt, und unabläßig den in die Kirche eingedrungenen Volkshaufen verstohlen beobachtend, als wenn sie von irgend Jemand eine Unterbrechung befürchte.

Als der Geistliche zu jenem kritischen Theile der Ceremonie gelangte, der sich vor einem Jahre als so verhängnißvoll für ihre Pläne erwiesen hatte, und als er die Stelle verlas:

„— Wenn nun Jemand hier zugegen ist, der richtig beweisen kann, daß dieser Mann und diese Frau nicht rechtmäßigerweise durch die kirchliche Trauung mit einander verbunden werden können: — der möge jetzt auftreten und reden, oder aber er lasse sie fürderhin auf immer in Frieden?"

Und als er dann die übliche Pause machte, wagte sie kaum zu athmen.

Die Pause ward indessen nicht unterbrochen; Niemand antwortete auf die Formel. Keiner von den Anwesenden schien einen gerechten Grund zu wissen, weshalb die Feierlichkeit nicht vor sich gehen könne; somit ging die — wirkliche oder nur ein-gebildete — Gefahr glücklich vorüber, obgleich Frau Llewellyn, als sie wieder emporblickte, zu ihrer äußersten Bestürzung und ihrer unaussprechlichen

Angst, den geheimnißvollen Arbeiter, mit der Mulde auf der Schulter, unter den Haufen in dem mittleren Chorgange stehen und mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde auf die bei der vor ihm aufgeführten feierlichen Posse Mitwirkenden hinstarren sah. Doch so eben hatte sich der Geistliche zu dem jungen Paare gewendet und war im Begriff, sie unter Androhung der schlimmsten Strafen aufzufordern, es hier zu bekennen, wenn Einem von ihnen ein Hinderniß bekannt sei, welches ihrer Verbindung im Wege stehe.

Wiederum hielt Frau Llewellyn vor Beklemmung den Athem zurück. Und selbst Herr Stukely theilte ihre Angst während der darauf folgenden kleinen Pause; denn er erinnerte sich wohl, daß Gladys gerade an dieser Stelle der Ceremonie ihren Brautkranz und Schleier abgerissen und ihren schmerzlichen Protest gegen die erzwungene Heirath erhoben hatte. Jetzt indessen blieb Gladys ruhig, die Augen zur Erde gesenkt, des um sie Vorgehenden unbewußt oder gleichgiltig gegen dasselbe.

Auch diese Krisis ging glücklich vorüber. Der Bräutigam und seine Mutter athmeten freier, und so näherte sich die Trauungsceremonie einem glücklichen Ende.

Aber als der Augenblick kam, in welchem der Bräutigam der Braut den Ring auf den Finger zu stecken hatte, machte dies eine Veränderung in der Stellung des Paares nöthig, und so kam es, daß die Braut, indem sie, um ihre handschuhlose Hand

dem Bräutigam entgegenzuhalten, eine halbe Körperwendung machen mußte, dem mysteriösen Muldenträger plötzlich gerade gegenüber stand.

Dieser letztere hatte sich, wie von dem, was seine Augen erblickten, magnetisirt, seiner selbst unbewußt, durch den vor ihm stehenden Haufen zu dem Schauplatze hindurchgedrängt und stand nach wenigen Augenblicken der Braut von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Wie beim Anblick des aus dem Grabe zurückgekehrten Geistes eines längst Heimgegangenen von plötzlichem Wahnsinn ergriffen, stand Gladys in diesem letzten, verhängnißvollen Augenblicke da, mit leichenblaßen Wangen, mit weitgeöffneten Lippen und Augen auf die Erscheinung starrend; dann rang sich aus ihrer Brust ein wilder, schmerzlicher, überirdischer Schrei:

„Arthur!"

und indem sie beide Hände hoch emporhob, fiel sie in tiefer, todesähnlicher Ohnmacht zu Boden.

„So hilf mir der Teufel, wenn ich das nicht vorher gewußt habe. Ich habe es immer gesagt, daß der Kerl zuletzt doch noch auftauchen würde!" schrie Herr Stukely, in kindische, mehr von Verdruß und Aerger, als von Unruhe zeugende Expectorationen ausbrechend, als er sich niederbückte, um die Ohnmächtige aufzuheben.

In demselben Augenblicke drängte sich der „Kerl," den Herr Stukely meinte, wie von der Wirkung seiner

Gegenwart erschreckt, zurück und verlor sich in den Haufen.

Der Altarplatz bot jetzt das Schauspiel der größten Verwirrung dar.

Der Bräutigam, der Geistliche, Frau Llewellyn — Alle waren auf dem Boden um die ohnmächtige Braut herum niedergekniet.

Die anständigeren Zuschauer verließen ihre Stände und eilten dem Altar zu, ängstlich nach der Ursache des Lärms fragend, und ernstlich gemeinte Anerbietungen ihrer Hilfe machend.

Die in den Seitenschiffen stehenden Leute drängten sich gleichfalls vor.

„Luft, Luft! Ihr guten Leute, tretet zurück, und laßt sie an die freie Luft!" bat der Geistliche, als er den Kopf des leblosen jungen Weibes emporhob und ihr mit seinem breitkrämpigen Hut Luft zuzufächeln suchte.

„Was giebt's denn hier?" fragte ein halbes Dutzend Stimmen im Hintergrund.

„Die Braut hat einen hysterischen Anfall!" — „Die Braut ist ohnmächtig!" — Die Braut ist todt!" antwortete ein halbes Dutzend Stimmen von vorn her.

„Weshalb denn?" fragten die ersteren.

„Sie hat sich vor einem Betrunkenen entsetzt," antwortete einer der Vorstehenden.

„Nein, vor einem Verrückten," sagten Andere.

„Pst, Ihr seid Alle im Irrthum. Sie hat ihren alten Schatz wiedergesehen," flüsterte ein Dritter.

Und dies Geflüster machte sofort die Runde.

„Luft, Luft, guten Freunde. Um des Himmels willen, laßt sie an die frische Luft!“ bat der Pfarrer nochmals.

Aber die „guten Freunde“ schienen unter Luft — Druck zu verstehen, denn sie drängten immer stärker vor, wenn auch mit Aeußerungen des Mitleids und Anerbietungen ihres Beistandes.

„Das arme Ding. Nehmen Sie mein Riechfläschchen und halten Sie es ihr unter die Nase, Herr,“ sagte eine Dame und reichte eine kleine geschliffene Phiole über die Köpfe der Zunächststehenden hinüber.

„Wie todtenblaß sie aussieht! Hier, Herr, nehmen Sie diese Flasche kölnisches Wasser und waschen Sie ihr die Schläfen und Stirn damit,“ sagte eine zweite Dame.

„Sie athmet nicht mehr. Hier, mein Herr, hier ist ein Fläschchen mit Cognac. Nehmen Sie es, und versuchen Sie, ihr ein paar Tropfen davon einzuflößen. Das wird sicherlich wirken,“ bemerkte ein Herr, und reichte mit seinem langen Arm dem Geistlichen, welcher auf das eifrigste mit Wiederbelebungsversuchen beschäftigt war, ein Taschenfläschchen mit feinem Branntwein hinüber.

Der freundliche Pfarrer nahm Alles an, was ihm dargeboten wurde, fuhr aber dabei unausgesetzt fort, ihr Luft zuzufächeln und die Leute zu bitten, zurückzutreten.

Aber die Leute drängten sich immer dichter um die Ohnmächtige und schnitten die Gruppe vom Ausgange gänzlich ab.

„Madame," sagte der Geistliche endlich," erlauben Sie mir die junge Dame in die Sakristei zu bringen. Dort hat sie wenigstens Luft."

„Ich danke Ihnen verbindlichst, mein Herr. Wenn Sie erlauben, wollen wir sie dorthin bringen," antwortete Frau Llewellyn.

„Der Teufel soll mir helfen, wenn ich nicht gewußt habe, daß es so kommen würde," murmelte der Bräutigam, als er seine zweimal verlorene Braut aufhob.

Vom Küster, der die Thüren aufschloß und den Weg zeigte, unterstützt, trug er sie in die Sakristei und legte sie auf ein hier stehendes Sopha.

Frau Llewellyn und der Geistliche folgten und der Volkshaufen drängte sich ihnen nach. Doch wehrte ihnen der Pfarrer, die Schwelle zu überschreiten, und schloß die Sakristeithür sofort, so daß nur die unmittelbar Betheiligten bei Gladys waren.

Frau Llewellyn stand zu Häupten der Unglücklichen und wusch das Gesicht derselben mit Eau de Cologne.

Als der Geistliche herantrat, bemerkt sie:

„Sie müssen über den Auftritt, dessen Zeuge Sie geworden sind, sehr erstaunt sein."

„Das bin ich allerdings, Madame."

„Es war höchst merkwürdig," rief Herr Stukely.

„Halt Deinen Mund, James Stukely," sagte

seine Mutter in einem scharfen Flüstertone. Dann zu dem Pfarrer gewendet, sprach sie laut:

„Nun wir allein sind, mein Herr, kann ich Ihnen sagen, daß meine junge Verwandte hier sehr schwere Verluste erlitten hat durch den Tod ihrer Mutter, ihres Vaters und eines jugendlichen Freundes, der ihr so theuer war, wie ein Bruder. Diese Verluste haben sie geistig in hohem Grade angegriffen, so daß sie nervenschwach und hysterisch geworden ist. Vorhin wurde sie durch die zufällige Aehnlichkeit eines unter dem Volkshaufen, der sich als Zuschauer bei der Trauung in die Kirche gedrängt hatte, befindlichen Menschen mit ihrem verstorbenen jungen Freunde, der unter eigenthümlichen, höchst ergreifenden Umständen sein Leben verlor, so übermächtig erregt, daß sie in Ohnmacht fiel."

Der Geistliche verbeugte sich und verbeugte sich zu Allem, was die Dame sagte; allein je mehr sie erklärte, desto weniger verstand er sie.

Inzwischen stand der Bräutigam zu den Füßen seiner Braut und suchte sich passiv so nützlich zu machen, wie etwa ein Stuhl oder Tisch gewesen sein würde, indem er Flaschen, Gläser, Taschentücher, Fächer und verschiedene andere Gegenstände hielt, welche ihm in die Hand gegeben wurden, wozu er gelegentlich vor sich hin murmelte:

„Höchst merkwürdig!"

Wiederholt brach er dann plötzlich in die an seine Gymnasiastenjahre stark erinnernden Phrasen aus:

„Verd— will ich sein, wenn ich nicht die ganze Zeit über gewußt habe, wie es kommen würde!“

Frau Llewellyn warf ihm darauf einen Blick zu, der ihn auf einige Minuten zum Schweigen brachte.

Als alle Versuche, Gladys zum Bewußtsein zurückzubringen, fehlgeschlagen waren, stand Frau Llewellyn zuletzt davon ab und sagte:

„Ich glaube, mein Herr, es wäre am besten, wenn wir mit ihr gleich nach Hause zurückkehrten, wo sie in's Bett gebracht werden und ärztliche Hilfe erhalten kann.“

„Meiner Ansicht nach mögen Sie wohl recht haben, Madame, wenn sie nur in ihrem jetzigen Zustande ohne Gefahr von hier entfernt werden können,“ entgegnete der Geistliche höflich und theilnehmend.

„O das geht schon. Es wird nur erforderlich sein, sie möglichst bequem zu legen und ganz langsam zu fahren. Haben Sie vielleicht Jemand zur Hand, der draußen nachsehen kann, ob unser Wagen auf uns wartet?“

„Jawohl, Madame,“ antwortete der Pfarrer und verließ die Sakristei. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und sagte:

„Ihr Wagen ist allerdings draußen; da aber noch eine Menge neugieriger Leute vor der Kirche stehen, um das Ende dieses Vorfalles abzuwarten, so dürfte es wohl am besten sein, den Kirchendiener zum Kutscher zu senden und ihm sagen zu lassen, daß er auf dem ersten besten Umwege in die Seitenstraße fährt und vor der Hinterthür der Sakristei

hält, so daß Sie die junge Dame ganz in der Stille entfernen können, ohne von dem neugierigen Volke belästigt zu werden."

„Ich bin Ihnen wirklich zu großem Dank verpflichtet. Wir wollen das arme Mädchen gleich in den Wagen bringen. Du mußt mir dabei helfen, James Stukely."

Noch einmal nahm der unglückselige Bräutigam seine Braut in die Arme. Der freundliche Geistliche ging voran und schloß die Thüren auf, und so wurde Gladys vorsichtig aus der Kirche getragen und sorgfältig auf die Kissen des geräumigen Wagens gelegt.

Frau Llewellyn dankte dem Geistlichen nochmals für seinen Beistand und ließ sich von ihm in die Chaise heben. Herr Stukely folgte seiner Mutter im Wagen und befahl dem Kutscher nach Haus zu fahren.

Sobald sie mit der Ohnmächtigen allein waren, brachen Mutter und Sohn gegenseitig in die bittersten Vorwürfe aus.

„Das kommt von Deiner elenden Halsstarrigkeit her, da Du darauf bestandest, daß die Trauung in einer Kirche stattfinden sollte. Solch' ein widerwärtiger Auftritt wäre nie vorgefallen, wenn Du Dich zu Hause hättest trauen lassen," rief Frau Llewellyn wild.

„Verd— will ich sein, wenn ich nicht gerade deshalb recht froh bin, daß wir in der Kirche waren. Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht wußte, daß der Kerl wieder auftauchen würde, früher oder

später! Und da dies nun der Fall ist, so war es besser, daß er jetzt und hier auftauchte, als zu einer späteren Zeit und irgend wo anders — so zu Cader Idris, nachdem wir schon getraut gewesen wären, und dort bereits ein paar Monate zusammen gelebt hätten."

Frau Llewellyn warf ihm Blicke der größten Wuth zu. Er ließ sich indessen dadurch nicht im Geringsten stören, sondern fuhr eifrig fort:

„Ich danke der Vorsehung, daß sie dazwischen getreten ist und uns gerettet hat. Ich bin kein Schuft. Ich kann keines andern Mannes Weib oder Geliebte an meiner Seite gebrauchen, kann auch keine verruchte Schandthat auf meinem Gewissen brauchen — nein; ich brauche mir auch kein Messer durch das Herz zu rennen und keine Kugel vor den Kopf zu jagen, durchaus nicht!"

„Bist Du endlich fertig, Du einfältiger Pinsel? Kann ich auch ein Wort sprechen? Was für Unsinn schwatzest Du da? Welchen „Kerl" meinst Du in Deiner eleganten Phrase von „Wiederauftauchen?" fragte seine Mutter höhnisch.

„Arthur Powis, versteht sich. Ich sah ihn in dem Augenblicke, als Gladys aufschrie. Und in dem Augenblicke, wo ich ihn sah, erkannte ich ihn auch sogleich, obschon er sehr verändert aussah und die Kleidung eines armen Arbeiters trug."

„Arthur Powis! Bist Du denn wirklich so ein schwachköpfiger, großartiger, unverbesserlicher Narr,

daß Du den ungebildeten Handlanger für Arthur Powis, einen Seeofficier und Gentleman, hältst?"

„Ich habe in meinem Leben manchen guten Schauspieler viele Rollen ganz vortrefflich spielen sehen. Ich sah, wie ein solcher, der in seinem Privatleben ein vollkommener Gentleman war, einen alten König, einen jungen Prinzen, einen Bauer, einen Räuber, einen Neger, einen Indianer darstellte, und das Alles im Laufe einer einzigen Woche! Es gefällt Arthur Powis vielleicht, bei dieser Gelegenheit den Handlanger zu spielen!"

„Das ist möglich. Zu welchem Zwecke aber?"

„Ja, das kann ich nicht sagen! Ich nehme merkwürdige Thatsachen wahr, bemerke manches Seltsame und vermag doch keine Erklärung davon zu geben. Ich weiß aber, daß der Mann Arthur Powis war, so gewiß ich weiß, daß ich lebe."

„Ich gebe zu, daß Aehnlichkeit da ist — bedeutende, frappante Aehnlichkeit; sie frappirte mich schon vor vierzehn Tagen, als ich den Mann zuerst sah —"

„O, Du hast ihn also schon früher gesehen und hast mich doch kommen lassen —"

„Höre zu und unterbrich mich nicht!" rief Frau Llewellyn, wüthend mit dem Fuße stampfend. „Ich sah den Mann vor ungefähr vierzehn Tagen auf seinem Wege zur Arbeit an unserm Hause vorbeigehen, und seine Aehnlichkeit mit Arthur Powis fiel mir, wie ich allerdings gestehen muß, so auf, daß ich aus Neugierde Nachforschungen anstellen ließ, wer

und was er wäre. Ich erfuhr, daß er William Simmons heißt und Handlanger bei einem Steinmetzen ist; sein ganzes Leben lang ist er von London nicht weggekommen."

„Ist — das — so?" fragte James Stukely langsam.

„Allerdings. Wenn Du aber einen ferneren Beweis haben willst, so erinnere Dich an des Mannes Gesicht, als Gladys aufschrie."

„O, daran kann ich mich noch ganz genau erinnern! Ich sehe es noch vor mir."

„Ja, wohl in seiner Aehnlichkeit mit Arthur Powis! Aber hast Du auch den Ausdruck von jenes Mannes Gesicht beobachtet?"

„Nein. Doch! Ich glaube wohl. Ich dachte aber damals gerade nicht daran. Ich dachte nur an die Aehnlichkeit."

„Das war wohl natürlich; jetzt aber denk' einmal an den Gesichtsausdruck. Wie würde wohl der Ausdruck des Erstaunens, der Verwunderung, der Empörung und Wuth sein, den ein Mann wie Arthur Powis — den jeder Mann empfinden würde, wenn er sähe, wie seine eigene Frau im Begriffe ist, sich mit einem Andern trauen zu lassen?"

„Nein, davon war freilich nichts wahrzunehmen."

„War es nicht im Gegentheil der Blick einer stupiden Neugierde, die sich in thörichte Furcht verwandelte, als Gladys aufschrie?"

„Allerdings, das ist wahr."

„Und seine Handlungsweise, war sie die eines

Mannes, der seine eigene Frau im Begriffe sieht, einen andern zu heirathen?"

„Nein, keineswegs."

„Nun, bei der Ceremonie sperrte er Mund und Augen weit auf, bis ihn Gladys sah und dann den Schrei ausstieß; dann machte er sich sichtlich erschreckt aus dem Staube, wie wenn er fürchte, für die Unterbrechung zur Rechenschaft gezogen zu werden, was eigentlich auch hätte geschehen sollen."

„Das ist wahr, allein trotz alledem ist es möglich, daß Arthur Powis in Verkleidung zu irgend einem Zwecke jene Rolle spielte."

„James Stukely, sei vernünftig! Wäre dieser Mann wirklich Arthur Powis gewesen, der sich zu verkleiden versucht hätte, würde er sich alsdann nicht so verkleidet haben, daß keine Spur von seinem früheren Selbst und nicht der geringste Spielraum zu irgend welchem Verdachte geblieben wäre? Würde er nicht seine Haut gefärbt, seinen braunen Bart abgeschnitten und sein braunes Haar unter einer schwarzen Perrücke versteckt haben? Würde er so viel Selbstbeherrschung gehabt haben, bei der Trauung seiner eigenen Frau die Rolle, von der Du sprichst, durchzusetzen? Und dann, zu welchem denkbaren Zwecke sollte er so gehandelt haben?"

„Das kann ich nicht sagen, Mutter."

„Nein, James Stukely, hier war von einem Versuche, sich zu verkleiden oder eine Rolle zu spielen, nicht die Rede! Es war ein einfacher Handlanger, von einer zufälligen, wenn auch sehr großen Aehn=

lichkeit mit einem Manne von Stande, der vor den Wirkungen derselben selbst erschreckt war. Uebrigens vergißt Du, daß der Mann in London schon längere Jahre als der Handlanger William Simmons bekannt ist."

„Das entscheidet natürlich die Frage, oder sollte sie wenigstens entscheiden. Indessen der Hauptbeweis dafür, daß jener Mann nicht Arthur Powis sein kann, fällt mir erst jetzt ein."

„Und der wäre?" fragte die Mutter mit argwöhnischer Angst.

„Nun, Mutter — wenn der Mann wirklich Arthur Powis gewesen wäre, so wäre er von Gladys nicht einen einzigen Augenblick weggegangen; er wäre auf sie losgestürzt, hätte sie aufgehoben, in seine Arme genommen und sie von uns weggetragen, und wenn Himmel und Hölle da gewesen wäre, um ihn daran zu hindern! Was! Als sie mit so flehender Stimme seinen Namen ausrief und ihm ihre Arme entgegenstreckte und ohnmächtig vor ihm niederfiel, würde er sich da aus dem Staube gemacht und sie verlassen haben? Nein, dreimal nein, Mutter! Zu allererst würde er mich zu Boden geschlagen haben. Gott sei Dank, daß dies nicht geschehen ist?"

„Jawohl, jawohl! Das ist ganz wahr!" rief Frau Llewellyn aus, als wenn sie in dieser Beweisführung gleiche Genugthuung fände wie ihr Sohn.

„Nun aber sieh' nach Gladys, Mutter, es scheint, als wenn sie wieder zu sich kommen wollte. Ich möchte

nicht, daß sie vernachlässigt würde, wenngleich sie meine Frau nicht werden kann."

„Was? Deine Frau nicht werden, Du alberner Junge?" rief Frau Llewellyn, indem sie Gladys' Kopf emporhob und ihr Riechsalz unter die Nase hielt.

„Nun, Mutter, Du denkst doch nicht, daß ich es noch zum dritten Male versuchen werde?"

„Allerdings denke ich das! Je öfter mir etwas mißglückt, desto entschlossener bin ich zu reüssiren!" rief Frau Llewellyn mit einer Entschiedenheit und Festigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre.

„Dann, Mutter, mußt Du ohne mich zu reüssiren! Denn bei meiner Seligkeit schwöre ich Dir zu, daß ich mit einer Heirath mit Cousine Gladys nichts mehr zu thun haben will," entgegnete Herr Stukely in feierlichem Tone. Seine Mutter sah, daß er einen seiner „Anfälle von Starrköpfigkeit" hatte, in denen er so wenig durch Drohungen, als durch Ueberredung und Beweise zu etwas zu bringen war.

„Gut denn," sagte die Dame mit grimmigem Lächeln zu sich selbst, „dann ist der Unterschied blos der, daß ich bei Zweien meine Präparate anzuwenden habe, anstatt wie bisher bei nur einer Person. Früher oder später würde dies jedenfalls doch nothwendig geworden sein. Sicherlich wird sich James Stukely's Verstand mehr entwickeln, als mir lieb sein kann; denn so lange ich lebe, muß ich die Verwaltung von Cader Idris und den anderen Gütern

ohne jede Controle in der Hand haben, und controliren soll mich weder ein schwachköpfiger Sohn, noch eine alberne Schwiegertochter."

Als das schändliche Weib dies noch weiter überlegte, hielt der Wagen vor ihrer Hausthür. Gladys wurde die Treppe hinaufgetragen und auf ihr Bett gelegt, zur größten Verwunderung Ennis', die gerade auf Gladys' Zimmer mit dem Verpacken der Garderobe beschäftigt war.

„Mein Gott, sie ist wohl in Ohnmacht gefallen?" rief das Mädchen mit größerer Theilnahme, als sie in der Gegenwart ihrer Herrin bisher je an den Tag gelegt hatte.

„Ja; es war ein Haufen Pöbel in der Kirche und darunter mehrere Arbeiter von den im Bau begriffenen Gebäuden gegenüber. Unter diesen befand sich auch jener Muldenträger, der mit in die Kirche eingedrungen war. Was daraus wurde, kannst Du Dir denken. Fräulein Gladys sah ihn und fiel in Ohnmacht. Hilf mir, sie zu entkleiden."

Ennis wollte, im Innersten hoch erfreut, fragen, ob die Trauung auch zu Ende geführt sei; sie wagte es aber doch nicht.

„James Stukely, Du kannst Dich entfernen," sagte Frau Llewellyn.

Herr Stukely ging ohne Zögern.

„O, wenn er aus der Stube muß, so ist dies ein Zeichen, daß sie noch nicht getraut sind. Das freut mich herzlich, und ich danke Gott im Himmel dafür," dachte Ennis, während sie sorgsam half,

Gladys ihres beschwerlichen Brautstaates zu entledigen.

---

## Achtunddreißigstes Capitel.

Als Gladys von ihrer engen Kleidung befreit und auf den Kissen bequem zurecht gelegt war, holte sie tief Athem, öffnete die Augen und blickte erstaunt um sich.

Frau Llewellyn, welche ängstlich im Zimmer gewartet hatte, trat an das Bett, beugte sich zu ihr hinab und flüsterte: „Wie ist Ihnen jetzt, liebes Kind?"

Kaum aber war diese Frage über ihre falschen Lippen gekommen, als sie erschreckt zurückfuhr vor dem drohenden, furchterregenden Ausdrucke, der ihr aus diesem erst so eben wieder geöffneten, dereinst so guten, so fröhlichen Augenpaare entgegenfuhr.

Der Blitz, welcher in der Kirche auf Gladys' Haupt niedergezuckt war, hatte die furchtbare Lethargie, welche ihren Geist gänzlich niederdrückte, verscheucht, und ihrer Psyche das Licht ihrer früheren vollen Intelligenz zurückgegeben. In dem festen, durchbohrenden Blicke, den sie auf Frau Llewellyn's Antlitz heftete, lag entsetzliche Anklage, furchtlose Herausforderung und gefahrdrohender Trotz.

Und das so kühne als schlechte Weib schreckte in augenblicklicher Bestürzung zurück vor diesem Blicke. Bald indessen sammelte sie sich, trat wiederum näher und fragte nochmals mit erzwungener Ruhe:

„Hoffentlich ist Ihnen jetzt wohler, meine Liebe?“

„Hinweg!“ rief Gladys empört, in dem tiefen Tone der Empörung.

Frau Llewellyn ging zu einem kleinen am Fenster stehenden Tische, goß ein Glas Portwein ein und brachte es Gladys, indem sie zu ihr in honigsüßem Tone sagte:

„Sie sind aufgeregt, mein armes Kind. Trinken Sie, es wird Ihnen wohlthun.“

Gladys streckte ihre Hand aus, nahm das Glas, und indem sie ihre vor halb unterdrückter Wuth jetzt schwarz brennenden Augen auf das Gesicht der Verrätherin heftete, antwortete sie finster:

„O Sie elendes, elendes Weib! Verloren für jedes menschliche Gefühl, für jeden Grundsatz der Ehre! Sehen Sie her, das ist die Art und Weise, in der ich Ihren Wein auf Ihre Gesundheit trinke: „Auf die Vernichtung beider!“

Und mit diesen Worten kehrte sie entschlossen das Glas um und goß seinen Inhalt anf den Teppich aus.

„Gladys, was soll das heißen? Sie haben den schönen Teppich verdorben und den guten Wein vergeudet!“ rief Frau Llewellyn mit aufgeregter Stimme, ihre furchtbare Angst unter dem Mantel haushälterischer Besorgniß verbergend.

„Ist es nicht besser, Wein zu vernichten, als ein

Menschenleben? Einen bunten wollenen Lumpen zu ruiniren, als eine Menschenseele? Was das heißen soll? Das soll es heißen," antwortete Gladys und warf das leere Glas in den Kamin, „es soll heißen, Madame, daß ich von Ihren bei mir angewendeten heimlichen, schleichenden Giften nichts mehr nehmen will! Und um dies zu vermeiden, will ich zukünftig keinen Tropfen, keinen Bissen mehr von Dem nehmen, was aus Ihren Händen kommt!"

„Gladys, Sie sind toll. Wenn Sie in dieser gewaltsamen, rücksichtslosen Weise fortfahren, so muß bei Ihnen noch strengerer Zwang angewendet werden, als bisher," entgegnete Frau Llwellyn mit einer vor Wuth und Furcht zitternden Stimme, welcher sie vergeblich den Ton eines ruhigen Vorwurfes zu geben versucht.

„Nein, Frau Jay, ich bin weder toll, noch gewaltsam, obgleich eigentlich Grund genug vorhanden wäre, Beides zu sein. O, ich weiß jetzt, ich weiß Alles! Ich bin schamlos betrogen und durch Ihre schändlichen Gifte temporär geistesschwach gemacht, ich bin an den Rand der Schuld und der Schande geführt worden. Noch eine einzige Stunde und ich wäre zur Verbrecherin gemacht und ruinirt gewesen, zeitig und ewiglich — ich, eine Llewellyn! Aber ich habe meinen Gatten gesehen — ich habe ihn im richtigen Augenblicke gesehen! Er sah aus wie ein Arbeiter, und er sah mich ganz sonderbar an, aber ich erkannte ihn und war gerettet."

„Gladys, was schwatzen Sie da für wahnsinniges

Zeug! Arthur Powis ist schon seit einem Jahre todt Können die Todten wieder aufstehen?"

„Das weiß ich nicht. Aber körperlich oder im Geiste sah ich in der Kirche meinen Gatten, und ich war gerettet!"

„Welcher Unsinn! Die frappante Aehnlichkeit eines Lebenden mit dem Todten hat Sie erschüttert und erschreckt! Wir Alle wissen wohl, wer der Mensch ist, der Sie in der Kirche so erschreckt hat; es ist ein gewisser William Simmons, Handlanger bei einem Steinhauer, der vor einiger Zeit auch in dieser Straße gearbeitet hat und täglich mehrmals an unserm Hause vorübergegangen ist."

„Es war Arthur Powis, mein Gatte! Glauben Sie denn, daß ich durch die Kleidung eines Arbeiters und einer Mulde mich hätte täuschen lassen?"

„Gladys, nicht die Verkleidung, sondern die Aehnlichkeit hat Sie getäuscht. Wenn es Ihr Gatte gewesen wäre, warum hätte er dann jene Verkleidung getragen?"

„Was weiß ich das! Ich weiß nur, daß es mein Mann war!"

„Wenn das wirklich der Fall wäre, weshalb verhinderte er Ihre Trauung mit meinem Sohne nicht? Weshalb nahm er Sie nicht selbst vor dem Altar in Anspruch?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, es war mein Gatte," wiederholte Gladys.

„Giebt aber nicht die Thatsache, daß er Sie nicht reclamirt hat, den hinlänglichen Beweis, selbst wenn

kein anderer Beweis vorläge, daß er nicht derjenige war, für den Sie ihn halten?" fuhr Frau Llewellyn fort.

„Nein, das ist gar kein Beweis; vielleicht hat er mich nicht für werth gehalten, daß er seine Ansprüche auf mich geltend machte! Vielleicht hat er gedacht, ich wäre falsch und treulos! O!" schrie sie plötzlich in einem Tone der größten Herzensangst auf, „Gott weiß, daß es ihm so erschienen sein muß, als er mich mit einem Andern vor dem Altare gesehen hat! Oder vielleicht hat er seinen eigenen Augen und Ohren nicht getraut, oder er war so niedergeschmettert, daß er augenblicklich nicht wußte, was er thun sollte; vielleicht haben ihn auch die Umstehenden zurückgehalten und ihn zu meinem Unglück zu rasch hinausgebracht! Es kann ihm tausenderlei in den Weg gekommen sein, was ihn abgehalten hat; ich kann es ja nicht wissen, was ihn verhindert hat, mich zu reclamiren. Zu plötzlich fiel ich in Ohnmacht, als daß ich mich selbst hätte umsehen können; das weiß ich aber ganz gewiß, daß der Mann, der mir in der Kirche gegenüber stand, Arthur Powis, m e i n  M a n n, gewesen ist!"

„Gladys, ich will nach dem Manne suchen und zu Ihnen bringen lassen, um Sie zu überzeugen, daß es William Simmons, der Tagelöhner ist, der schon seit Jahren in London wohnt und arbeitet."

„Ich nehme Sie beim Worte", rief Gladys ungestüm. „Ich nehme die Herausforderung an! Bringen Sie ihn rasch, damit ich ihm Alles erzählen und mich

gegen ihn rechtfertigen kann! Damit ich mit ihm fortgehen kann aus diesem Elende!“

„Gut, das werde ich gewiß thun. Nun aber, liebe Gladys, seien Sie vernünftig und trinken Sie ein Glas Wein zur Stärkung. Ich will Ihnen die Caraffe und ein reines Glas bringen, Sie sollen sich den Wein selbst eingießen, so daß Sie durch Ihren beleidigenden Irrthum nicht eines Ihnen nöthigen Reizmittels beraubt werden,“ entgegnete Frau Llewellyn, und wollte das Präsentirbrett herbeitragen, auf welchem die Caraffe nebst einem Glase stand.

„Was!“ erwiderte Gladys, „fangen Sie mit Ihren alten Kniffen schon so bald wieder an, Frau Jay?“

„Schämen Sie sich, Gladys; gießen sie sich selbst Wein ein,“ sagte die Dame zurückweichend und präsentirte ihr dann die Platte.

„Nein, nein, Frau Jay! Ich kann Ihnen nicht trauen, Frau Jay! Wahrscheinlich haben Sie die ganze Caraffe vergiftet, so viel weiß ich. Ich kann Ihnen nicht trauen, Frau Jay. Ich müßte blödsinnig sein, wenn ich es thäte!“

„Gladys, nehmen Sie sich in Acht! Wie können Sie sich unterstehen, so mit mir zu reden? Weshalb?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame! Wie können Sie sich unterstehen, mich so zu fragen und der Antwort Trotz zu bieten, die ich Ihnen darauf zu geben im Stande bin? Weshalb spreche ich so mit Ihnen? Weshalb? Weil Sie sich von dem ersten Augenblicke an, in welchem Sie als geehrter Gast

nnd liebe Verwandte in meines Vaters Haus nach Cader Idris kamen, bis zu diesem Augenblicke, in welchem Sie neben den Trümmern seiner einzigen — durch Ihre Niederträchtigkeiten ruinirten — Tochter stehen, des schwärzesten, infamsten Verraths gegen ihn, Ihren Wohlthäter, gegen mich, Ihr Mündel, schuldig gemacht haben. Von dem Augenblicke an, in welchem Sie unser Haus betraten, waren Sie entschlossen, sich zur Herrin desselben zu machen. Sie umgarnten auf teuflische Weise erst meines Vaters Kopf und Herz, und dann meinen Geist und mein Gemüth. Der Greis und das junge Mädchen waren beide gleich arglos, beide hatt*n keine Ahnung von Ihren verbrecherischen Plänen! Anfänglich beabsichtigten Sie, worüber ich jetzt nicht den leisesten Zweifel mehr hege, meines Vaters zweite Frau zu werden, und, von einer solchen Stellung aus, ihn und mich zu beherrschen und mit unserem Vermögen nach Willkür zu schalten und zu walten! Meines Vaters treue Anhänglichkeit an meine unvergeßliche Mutter war aber zu groß, als daß er sich selbst durch Ihre höllischen Künste hätte bethören lassen!"

„Schweigen Sie, Gladys, ich befehle es Ihnen!" unterbrach das wuthentbrannte Weib die Sprecherin.

„Das will ich nicht! Ich bin eine Llewellyn und lasse mich nicht commandiren, am wenigsten von Ihnen! — Als Sie nun meines Vaters Frau nicht werden konnten, schlichen Sie sich in sein Vertrauen ein und wurden seine Freundin. Er konnte Sie nicht heirathen, wohl aber gab er Ihnen den größten

Beweis von Vertrauen, den ein Mann einer Frau zu geben vermag: er machte Sie zum einzigen Vormund seiner verwaisten Tochter und zum einzigen Verwalter seines bedeutenden Vermögens. Und wie haben Sie ihm dieses schrankenlose Vertrauen vergolten? Wie sind Sie Ihren Pflichten nachgekommen? Zunächst, als mein Vater sein Testament gemacht hatte, in welchem er Ihnen die ganze unverantwortliche Vollmacht gab —"

„Eine Vollmacht, in deren Besitz ich noch jetzt bin," keuchte das Weib mit hohler, drohender Stimme heraus.

„Eine Vollmacht, die Sie sich noch jetzt anmaßen und auf die verbrecherischste Weise mißbrauchen, die Sie aber gesetzlicher Weise nicht mehr beanspruchen können; denn mag ich nun Frau oder Wittwe sein, von dem Augenblicke meiner Verheirathung an habe ich aufgehört, Ihr Mündel zu sein. Ihre Vormundschaft ist vorüber, Ihre Vollmacht ist erloschen."

„Das werden wir ja sehen."

„Das werden wir auch sehen, unterbrechen Sie mich aber nicht, Frau Jay. Ich war gerade im Begriff, Ihnen zu sagen, weshalb ich in der Weise mit Ihnen sprach, die Sie so anstößig fanden. Ich sage, daß mein Vater von dem Augenblicke an, in welchem er sein verhängnißvolles Testament gemacht, in dem er Ihnen alle seine Vollmachten gegeben hatte, an einem sehr sonderbaren Leiden zu kränkeln anfing! O, barmherziger Gott im Himmel! Mein theurer, unglücklicher Vater! Bei der Art seines Todes

will ich mich nicht lange aufhalten. Frau Jay, an welcher Krankheit starb mein Vater? Sie wissen es jedenfalls am besten!"

„Hören Sie mit diesen wahnsinnigen Phantasien auf, Gladys," stöhnte Frau Llewellyn, todtenbleich werdend.

„Die Aerzte waren mit aller ihrer Geschicklichkeit nicht im Stande, die Natur der Krankheit zu ergründen, so wenig wie sie die Pein derselben zu lindern vermochten. Er starb! Frau Jay, woran starb er?"

„Hören Sie auf, Gladys, hören Sie auf!" rief das Weib, mit den Füßen stampfend.

„Ich will aber nicht! Sie fragten mich: weshalb. Ich will Ihnen die Antwort darauf geben und nachher sagen: wozu. Mein Vater starb. Sie wissen am besten wie! Kaum war er unter dem Rasen, als Ihre nichtswürdigen Anschläge gegen meinen Frieden, gegen meine Ehre begannen. Sie unterschlugen alle zwischen mir und meinem Verlobten gewechselten Briefe und machten mich zur Beute einer wahrhaft grausamen Angst und Sorge, welche viele Monate lang an meiner Gesundheit und meinem Glücke nagten. Als ich, ungeachtet alles dessen, was Sie thun oder reden mochten, um meinen Glauben an meinen geliebten Arthur zu erschüttern, dennoch stets an ihn glaubte, zeigten Sie mir gefälschte Briefe, die, wie Sie mir vorlogen, die schriftlichen Befehle meines Vaters sein sollten — Befehle des Sterbenden an seine Tochter, ihr Verlöbniß mit Arthur

Powis aufzugeben und zu heirathen! — Wen? — Ihren blödsinnigen Sohn, James Stukely. Als trotz alledem mein Verlobter zu mir zurückkehrte und wir die gefälschten Briefe als gefälscht erkannten und die in ihnen enthaltenen Rathschläge oder Befehle zurückwiesen, machten Sie mich durch eine Handlung persönlicher Willkür zur Gefangenen auf meiner eigenen Stube! Als ich, durch das Glück begünstigt, entfloh und mich meinem Verlobten gesetzmäßig und rechtsgiltig antrauen ließ, verfolgten Sie uns wie ein gieriges, auf Beute ausgehendes Raubthier und schlichen im Geheimen unserer Fährte nach. Eines Tages erblickte ich Sie. Vom nächsten Tage an sah ich meinen Gatten nicht wieder! Was ist aus ihm geworden, Frau Jay?"

„Mädchen! Von Dir lasse ich mich nicht in meinem eigenen Hause beschimpfen!"

„Sie werden bald noch öffentlich beschimpft werden, Madame, bevor das Stück aus ist. Ich frage Sie, was ist aus Arthur Powis geworden? — Dann sagten Sie mir, er habe Befehl erhalten, das Commando eines Proviantschiffes in den Docks von Sheerneß zu übernehmen. Eben so betrogen Sie die lieben alten Damen in Edinburgh, unter deren Schutz ich stand. Ich weiß, daß Sie dies gethan haben, denn sonst hätten die letzteren unter den damaligen Umständen nimmer zugegeben, daß ich sie verließe. Sie betrogen mich um ihren Schutz — betrogen mich durch die niederträchtigsten Schändlichkeiten."

„Falsches und undankbares Frauenzimmer! Ich

entzog Sie liebevoll einem Leben der Schande und des Elends, um Sie in ein neues Leben der Ehre und Sicherheit unter meinem eigenen Schutze einzuführen!“ rief Frau Llewellyn.

Ohne diese Unterbrechung zu beachten, fuhr Gladys fort:

„Sie schickten mich, krank, schwach und allein, wie ich war, in einen weit entfernten Seehafen, um daselbst einen Mann, der nimmer dort gewesen war, und ein Schiff zu suchen, welches nie existirt hatte. Sie folgten mir dahin nach, wohin Sie selbst mich erst geschickt hatten. Sie fanden mich in dem Zustande, den Sie mit aller Macht absichtlich herbeizuführen gesucht hatten. Hintergangen, entmuthigt, erschöpft, fast wahnsinnig, lief ich in den Sheerneß-Docks umher, um meinen Mann aufzufinden, den zu suchen Sie mich erst veranlaßt hatten, und dann — dann bemächtigten Sie sich meiner als Ihres irrsinnigen Mündels.“

„Sie waren damals auch wahnsinnig.“

„Nein, das war ich nie! Schwach, hinfällig, niedergebeugt, wie ich war, bin ich doch nicht einen einzigen Augenblick irrsinnig gewesen. Noch einmal kurz wiederholt — denn Sie sollen Alles bezüglich des „weshalb“ hören — Sie hätten mich von den liebevollen alten Frauen niemals wegbringen können, ausgenommen durch Betrug; in den Straßen von Sheerneß aber konnten Sie sich meiner mit Gewalt bemächtigen, und dies war es, was Sie beabsichtigten. Sie führten diese Absicht auch aus;

Sie bekamen mich in Ihre Gewalt; Sie gaben mir Ihre lieben Mittelchen — Sie vergifteten mich langsam. Sie schleppten mich nach Cader Idris, schlossen mich von der ganzen Menschheit ab und degradirten mich zu Ihrem infamen, scheußlichen Willen; Sie würden Ihre verbrecherischen Zwecke durch meine Verheirathung an Ihren blödsinnigen Sohn auch erreicht haben ohne die Dazwischenkunft eines geringen Individuums, der früheren Dienerin meiner theuern Mutter, meiner Amme, welche Ihre niederträchtigen Kniffe und Schliche entdeckte und mich warnte — ja, und mich dann rettete. Sie aber warfen Ihren Verdacht auf die Arme; darauf verschwand sie, wie ja natürlich alle die verschwinden müssen, die Ihnen im Wege sind, Frau Jay! Eines Morgens vermißte ich sie und sah sie niemals wieder. Was ist aus Alice geworden, Frau Jay?"

Wiederum überzog Leichenblässe das Gesicht der Frau Llewellyn, bald aber raffte sie ihren entfliehenden Muth wieder zusammen und antwortete hochfahrend:

„Sie unverschämtes Mädchen, wie können Sie sich unterstehen, mich danach zu fragen? Wenn einer meiner Dienstboten übermüthig gegen mich auftritt, so schaffe ich ihn mir vom Halse."

„Das weiß ich allerdings, Frau Jay. Aber werden Sie sich auch die vergeltende Gerechtigkeit so leicht vom Halse schaffen können? — Also, meine einzige Freundin, eine geringe Persönlichkeit, wurde von mir entfernt, und ich vermochte gegen Ihre teuf-

lische Gewalt nur schwachen Widerstand zu leisten. Ueberdies machte mich meine Lage zu einer leichten Beute. Ich wurde Mutter und sah mich genöthigt, mein Kind anderen Händen zu übergeben, um es gegen Ihre scheußlichen Pläne zu schützen. Ach, habe ich es gerettet? Gott weiß es! Wiederum vergifteten Sie mich langsam. Wiederum brachten Sie mich durch Ihre „Mittelchen“ so weit herunter, daß ich Ihren infamen Willen zu thun mich zwingen ließ, und diesmal würden Sie Ihre verruchten Zwecke auch sicherlich erreicht und mich mit Ihrem blödsinnigen Sohn verheirathet haben, wäre nicht die himmlische Vorsehung dazwischen getreten. Ich erblickte in der Kirche meinen Gatten und war gerettet!“

„Gemeines, schamloses, undankbares Geschöpf! Ich entriß Sie einem Leben der Schande; denn der Abenteurer, den Sie Ihren Gatten nennen, war dies in Wirklichkeit nie. Alles, was ich für Sie that, war so gesetzmäßig, als human gehandelt; da Sie keineswegs Frau, sondern noch minorenn waren, so waren Sie noch mein Mündel, und als solches mir Gehorsam schuldig. Noch hatte ich Vormundsgewalt über Sie, eine Gewalt, die ich nur für Ihr Interesse benutzte. Ich würde Sie mit meinem Sohne, einem Jüngling von fleckenlosem moralischen Charakter, verheirathet und dadurch Ihre Ehre und Ihren Frieden wiederhergestellt haben; Sie aber erschreckten vor der zufälligen Aehnlichkeit eines Lebenden mit einem Todten, und jetzt, wo ich Ihre Aufregung be-

sänftigen und Sie in Ihrem schwächlichen Zustande stärken wollte, wenden Sie sich einer Tigerin gleich gegen mich und beschuldigen mich einer Reihe von Verbrechen, die nur in Ihrem eigenen Gehirn existiren! Indeß will ich, bei der Liebe, die ich zu Ihren verstorbenen Eltern hege, auch noch mit Ihnen Geduld haben," sagte das Weib mit scheinbarer Mäßigung.

„O, Sie lügnerisches, heuchlerisches Weib!" entgegnete ihr Gladys, und warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

„Nehmen Sie sich in Acht, junge Dame. Bedenken Sie, daß Sie noch minorenn und mein Mündel sind — daß Sie noch unter meiner Gewalt stehen und noch in meinen Händen sind!" sagte Frau Llewellyn.

„Ich fürchte mich nicht, Frau Jay. Das Schlimmste, was Sie mir anthun könnten, haben Sie mir bereits angethan. Ja, Sie können mir nichts Schlimmeres anthun, selbst nicht, wenn Sie mich umbringen. Durch Ihre schandbaren Einwirkungen auf meine Nerven haben Sie mir meine moralische und intellectuelle Freiheit geraubt und mich an den Rand des Verbrechens, des Unterganges gebracht. Können Sie mir noch Schlimmeres anthun? Nein; denn wenn Sie mich umbringen wollen, so können Sie mir nur das Leben meines Körpers vernichten, während Sie durch Ihre fürchterliche Handlungsweise meinen Verstand und meinen Willen, Theile meiner unsterblichen Seele, zu vernichten such=

ten. Werden Sie mit mir noch ferner so verfahren können? Nein, gewiß nicht; denn hören Sie meine Worte, Frau Jay, dazu werden Sie nimmer wieder Gelegenheit finden. Aus Ihrer Hand werde ich niemals weder Speise noch Trank wieder annehmen. So lange ich noch in Ihrem Hause bin, werde ich nie etwas genießen, was zum Behikel Ihrer geistzerstörenden Gifte dienen könnte. Ehe ich das thue, will ich lieber verhungern. Ja, Frau Jay, ich bin eine Llewellyn und habe Muth genug, dem Tode Trotz zu bieten — selbst dem langen und qualvollen Hungertode; aber ich bin nicht Willens, wiederum das passive, gefühllose, herabgewürdigte Werkzeug des Verbrechens zu werden, als welches Sie mich benutzen wollten. Vielleicht sendet mir die Vorsehung bald Erlösung von meinen Leiden; ich werde Gott darum anflehen. Inzwischen werde ich es mir zur Aufgabe machen, mir die Klarheit meines Verstandes und die Festigkeit meines Willens zu erhalten, selbst wenn es nöthig werden sollte, auf Kosten meines Lebens. Und so soll denn, ich wiederhole es, so lange ich bei Ihnen bin, weder Essen noch Trinken an meine Lippen kommen, welches von Ihnen vergiftet werden könnte, und sollte ich verhungern," sagte Gladys und schloß ihre bleichen Lippen mit der trüben Festigkeit eines jungen Märtyrers.

„Sie werden bald finden, daß es mehr als Muth erfordert, sich zu Tode zu hungern! Es erfordert wahre Tapferkeit!" erwiderte Frau Llewellyn rachgierig.

Gladys ließ sie sprechen und schwieg.

„Ich denke, ich muß mit Ihnen bei Ihrer jetzigen Laune Nachsicht haben. Treiben Sie indessen Ihre Narrheit nicht so weit, mein Kind! Bedenken Sie, daß es solche Dinge giebt, die man Irrenhäuser nennt, wo Verrückte eingesperrt werden und verschwinden, ohne daß sich die Welt Mühe giebt, sich darum zu bekümmern, wo sie geblieben sind!“

Mit diesen Worten wendete sich Frau Llewellyn von Gladys ab und wollte das Zimmer verlassen, als ihr Auge plötzlich auf Ennis fiel, deren sie bis diesen Augenblick gar nicht wieder gedacht, die aber während der ganzen Unterhaltung zugegen gewesen war; auf Ennis, die, obgleich sie von ihr nur halb in's Vertrauen gezogen war, mit offenem Auge und Ohr bei Seite gestanden, und die Sprecher beobachtet hatte. Kein Wort des Zwiegesprächs war ihr entgangen; sie hatte sich Alles genau gemerkt.

„Was treibst Du Dich hier umher?“ fragte die Herrin kurz.

„Erlauben Sie, Ma'am, Sie haben mir nicht befohlen, daß ich gehen soll,“ antwortete die Zofe.

„Dann befehle ich es Dir jetzt.“

Ennis ging. Frau Llewellyn folgte ihr und verschloß das Zimmer hinter sich.

---

## Neunundbreißigstes Capitel.

Als Frau Llewellyn auf den nächsten Treppenabsatz kam, sah sie durch die offenstehende Thür James Stukely auf seinem Zimmer emsig mit dem Packen eines Reisekoffers beschäftigt.

„Was ist das?" fragte sie, an die Thür tretend.

„Ich gehe nach Oxford zurück. Ich habe nicht Lust, länger hier zu bleiben und mich zur Zielscheibe des Spottes machen zu lassen."

„Was? Du willst Gladys in ihrem jetzigen Gesundheitszustande verlassen?" fragte Frau Llewellyn.

„Ach was! Sie ist wohl genug. Sie soll mich nicht länger zum Narren halten — wenigstens nicht so, daß ich dabei bin; auch soll sie mich nicht wieder blödsinnig schimpfen!" antwortete Herr Stukely, indem er seinen Bräutigamsfrack erbost in die Mitte des Koffers hineinstopfte.

„Was meinst Du damit, James Stukely?"

„Ich meine, daß ich zum College zurückgehen will, und meine, daß ich mit dem Nachtzuge abreisen will. Pah, Mutter! Ich bin nicht so sehr darauf versessen, Cousine Gladys zu heirathen! Es war blos Dir und ihr zu Liebe, daß ich überhaupt einwilligte. Ich dachte, daß sie vor Liebe zu mir sterben würde, und daß Du Dich darum grämtest, und so nahm ich mir vor, es zu thun, und that es auch!

Aber ich für meinen Theil denke, daß Cousine Gladys der hübschen Nelly Blythe nicht das Wasser reicht."

„Wem?" schrie Frau Llewellyn plötzlich beunruhigt.

„Nelly Blythe, der jungen Dame, die mir in Oxford meine Hemden macht. Wenn Du sie nur einmal sehen könntest, Du würdest — Mein Gott, was ist das?" unterbrach James sich selbst, denn Frau Llewellyn war halb leblos auf den nächsten Stuhl gesunken, bevor sie seinen Satz nur zur Hälfte gehört hatte.

„James Stukely, willst Du mich umbringen?" schrie sie, fast wie in hysterischem Krampfe.

„Nein! Weshalb denkst Du das? Ich würde Dir kein Haar krümmen und würde es auch von keinem Andern leiden. Eben war ich im Begriff, Dir etwas zu erzählen, was Dir, wie ich glaubte, Vergnügen machen würde."

„Was war das?" fragte die Mutter mit schwacher Stimme, aber doch etwas neugierig.

„Nun, da ich sah, daß Dir so viel daran gelegen war, mich zu verheirathen, und da die Geschichte mit Gladys vorgefallen war, so wollte ich Dir eben erzählen, was für ein hübsches Mädchen Nelly Blythe ist, und daß ich nur nach Oxford zu gehen brauche, um sie schon morgen heirathen zu können, wenn ich Lust dazu hätte, und daß — nun, was ist denn schon wieder los?" unterbrach er sich bestürzt, denn seine Mutter hatte mit einem halb

kreischenden, halb heulenden Schrei die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen.

„Ich muß noch wahnsinnig werden!“ rief sie.

„Höchst merkwürdig! Warum? Was habe ich denn verbrochen? Das ist doch wahrlich kein Spaß, Mutter,“ und mit diesen Worten nahm er auf einem ihr gegenüber stehenden Stuhle Platz.

Frau Llewellyn ächzte in wirklicher Angst. Stukely starrte sie an und drehte seinen sandgelben Schnurrbart, indem er seufzte:

„Merkwürdig! — Sonderbar!“

Plötzlich fuhr sie auf, stürzte auf ihn los, faßte ihn beim Arm und kreischte ihm in's Ohr:

„James Stukely, wenn Du ein so niedriges Geschöpf heirathest, so — erhänge ich mich!“ und mit diesen Worten schleuderte sie den Arm ihres ganz verdutzten Sohnes von sich.

Dieser bot ein getreues Bild des Grausens dar. Mit hängendem Kinn, mit hochgezogenen Augenbrauen und starren Augen, mit offenem Munde und bleichen Wangen stand er da.

„Merkwürdig! Ganz merkwürdig! Höchst sonderbar!“ rief er, sobald er sprechen konnte. Als er wieder mehr Worte fand, stammelte er: „Ich — ich — ich — will es nicht thun, Mutter, wenn Du es nicht willst. Es war Alles — Alles — nur — Dir zu Liebe. Ich dachte — Du wolltest gern — daß ich — daß ich heirathete und mir einen — Herd gründete, und ich wußte, daß, wenn — mich Cousine Gladys nicht haben wollte, die junge

Dame, die meine Hemden macht, Fräulein Nelly Blythe —"

„Nenne diesen Namen nicht, sonst thue ich mir ein Leid an!" schrie Frau Llewellyn, vor Bosheit mit den Füßen stampfend.

„Nun, ich will's lassen, will's lassen! Aber, um Gottes willen, Mutter, rede nicht solche Dinge, sprich nicht von Leid anthun, namentlich nicht von Hängen, denn sonst kratzt es mir gleich im Halse und steigt mir zu Kopfe. Sag' mir aber, was Du gern möchtest, und ich werde es gewiß thun."

„James Stukely, pack' Deinen Koffer wieder aus, und bleibe ruhig, wo Du bist, bis ich mich entschieden habe, wohin wir zunächst gehen. Willst Du das thun?" fragte sie spitzig.

„Ja, ja, Mutter, ich will ja Alles thun. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich das Alles Dir zur Liebe that. Dir zur Liebe will ich ja gern Alles thun, ausgenommen das, was ich für Unrecht halte, z. B. ein Mädchen ganz in der Stille heirathen, oder eines Andern Liebste oder Braut nehmen und dergleichen," antwortete Herr Stukely und ging eifrig an's Auspacken.

Frau Llewellyn sah sich gezwungen, mit diesem kleinen Siege, der, wie sie recht gut wußte, in der nächsten Stunde zu einer Niederlage werden konnte, sich vorläufig zu begnügen. —

Gladys hielt ihr Wort. Da auf den Ohnmachtsanfall eine weitere Krankheit nicht folgte, so war sie bald im Stande, ihr Bett zu verlassen; doch kehrte

sie zu ihren neuerlichen kindischen Beschäftigungen und Vergnügungen nicht wieder zurück. Sie ließ die bunten Schildereien an den Wänden, die Porzellanfiguren auf dem Kaminsimse, die ausgestopften Vögel ganz unbeachtet; auf die lebensgroße Puppe warf sie keinen Blick, und selbst als Ennis ihr dieselbe brachte und fragte, ob sie sie nicht einwiegen wollte, überzog ein schwaches Roth ihre Wangen, und den Kopf schüttelnd sagte sie:

„Das ist nun Alles vorbei; ich bin zu mir selbst gekommen; bring' das armselige Spielzeug bei Seite."

Als ihr Mittagessen gebracht wurde, wendete sie sich ab, und weigerte sich durchaus, etwas davon zu genießen. Eben so Abends.

„Gut," sagte Frau Llewellyn, als sie dies hörte, „sie mag im Stande sein, Mittag- und Abendessen zurückzuweisen, Frühstück wird sie morgen früh aber doch genießen."

Indessen kam der Morgen und Gladys schickte auch ihren Kaffee zurück. Durch das vierundzwanzigstündige Fasten waren ihre Kräfte bereits angegriffen, sie sah sehr bleich aus und ihre Bewegungen waren nur langsam. Der zweite Fasttag ging vorüber. Am Morgen des dritten sah Gladys ganz abgemagert aus; dennoch aber wies sie den duftenden Kaffee, die zarten Brötchen, die saftigen gebratenen Rebhühner zurück, die ihr vorgesetzt wurden, um sie zu reizen.

„Laß das Frühstück bis zum Mittag auf ihrem Zimmer stehen,“ befahl Frau Llewellyn.

Ihre Befehle wurden befolgt; hatten aber nicht die beabsichtigte Wirkung; denn das Frühstück blieb unberührt stehen, bis es durch das Mittagessen ersetzt wurde, welches gleichfalls nicht berührt wurde, bis das Abendbrot kam, und so verging der dritte Hungertag; denn die Gefangene wollte lieber verhungern, als sich durch Frau Jay's „Mittelchen“ geistig ruiniren lassen.

Am vierten Morgen war Gladys nicht im Stande, ohne Ennis' Hilfe aufzustehen. Und als sie ihre Morgenkleider angezogen hatte, und in ihren Lehnstuhl gesunken war, schien es, als würde sie von demselben niemals wieder aufstehen können.

Ennis ging hinab und stattete Frau Llewellyn von Glady's Zustande genauen Bericht ab. Diese merkte, daß sie die Charakterfestigkeit ihres Mündels zu sehr unterschätzt habe. Sie ging zu ihr hinauf, und obgleich sie mitleidig, ja fast schmerzlich auf die verfallenen Gesichtszüge, die hohlen Wangen und die tief in ihren Höhlen liegenden Augen blickte, sagte sie doch mit kalter, höhnender Grausamkeit:

„Das ist also Hungertod. Ein interessanter Fall, wie ich ihn bis jetzt noch nicht beobachtet habe. Ich habe auch noch nie von freiwilligem Verhungern gehört, wenn auch Fälle von gezwungenen, durch das bitterste Elend herbeigeführtem Hungertod vorkommen mögen.

Gladys würdigte ihre schändliche Quälerin weder

eines Blicks, noch eines Wortes. Sie blieb in ihrem Lehnstuhl in halb liegender Stellung; die abgemagerten, zarten Hände hingen schlaff herab; die bläulich-fahlen Augenlider blieben geschlossen.

Frau Llewellyn bog sich zu ihr hinab, um sie genauer zu beobachten, und fuhr fort:

„Um die Augen dunkle Ränder; in den Schläfen und auf den Wangen gleichfalls dunkelgefärbte Vertiefungen; Lippen blau und trocken, die Zähne nicht mehr bedeckend. Interessanter Vorgang, der Hungertod, zumal wenn er ein freiwilliger ist."

Selbst diesen schändlichen Spott würdigte Gladys keiner Antwort. Frau Llewellyn sprach indessen weiter und ging mehr zu ihrem eigentlichen Zweck über.

„Nun, Gladys, ich habe Ihrer Thorheit Raum gegeben, mehr als Ihnen dienlich war. Wenn Sie auch jetzt noch keine Nahrung genießen wollen, so werde ich sie Ihnen mit Gewalt einflößen. Wollen Sie also essen?"

„Nein!" antwortete das unglückliche Schlachtopfer, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne einen Muskel zu bewegen.

„Ennis, bring' mir die Kaffeetasse und hilf mir."

Ennis gehorchte. Frau Llewellyn trat dicht an Gladys heran.

Aber Gladys hob eine ihrer abgezehrten Hände in die Höhe und sprach mit schwacher Stimme:

„Bleiben Sie weg von mir und hören Sie! Sie glauben, mir mit Gewalt Nahrung einzwingen

zu können, wie Sie einem Kinde mit Gewalt Arznei einflößen. Sie bedenken aber nicht, daß Kinder, wenn man sie knebelt und ihnen Arznei einzwingt, sie nur verschlucken, um nicht zu ersticken. Knebeln Sie mich doch und stecken Sie mir mit Gewalt Nahrung in den Mund, wenn Sie es wagen; lieber will ich ersticken, als sie hinabschlucken. Versuchen Sie es. Für mich wird es dann nur ein rascherer, weniger qualvoller Tod sein, als der Hungertod ist — für *Sie* nur ein Mord mehr auf der Liste Ihrer Verbrechen."

„Sie sind ein wahrer Teufel!" knirschte das Weib, trat aber doch zurück.

„Ich bin eine Llewellyn," erwiderte Gladys stolz. „Ich weiß zu leiden und zu sterben, zumal um einer guten Sache willen."

„Sie sind verrückt! Ich muß aber durchaus Mittel finden, Sie zur Annahme von Nahrung zu bringen. So lange Sie unter meiner Obhut stehen, sollen Sie keinen Selbstmord begehen, so wenig einen langsamen, als einen plötzlichen."

„Frau Llewellyn, Sie wissen recht gut, daß meine Absicht durchaus nicht die ist, mein Leben zu zerstören, sondern nur meine Ehre zu wahren. Ich weigere mich nicht, Nahrung zu nehmen, sondern nur die Gifte zu genießen, die Sie derselben beigemengt haben. Bleiben Sie hier sitzen, schicken Sie Ennis weg und lassen Sie mir *frische Austern in der Schale* holen und dieselben in meiner Gegenwart öffnen; dann will ich sie *aus der Schale*

genießen, frei von dem Argwohn, daß sie vergiftet sein könnten. Wenn Sie also wirklich mein Leben zu retten wünschen, was ich selbst glaube — nicht aus Rücksichten der Menschlichkeit, sondern aus Motiven des Eigennutzes, insofern mein Tod, wenn er schon jetzt erfolgte, Ihnen durchaus keinen Nutzen bringen könnte, sondern alle Ihre Pläne vernichten müßte — so thun Sie das, was ich eben angegeben habe," entgegnete Gladys ruhig.

Natürlicherweise war Frau Llewellyn allerdings Alles daran gelegen, das Leben ihres Mündels zu erhalten, da dasselbe ihr den einzigen Anhaltspunkt zur dereinstigen Erlangung des reichen Besitzes der Llewellyn darbot. So wendete sie sich denn an ihre Dienerin und sagte:

„Ennis, Deine junge Herrschaft ist wahrhaftig wahnsinnig! Es ist indessen mitunter eben so klug, als vom Mitleid geboten, wenn man den wunderlichen Einfällen Verrückter nachgiebt. Geh' also und hole Austern. Hier ist meine Börse."

„Gott sei Dank, endlich wird sie doch etwas essen," flüsterte Ennis, deren Sympathien leichter durch einen ausgehungerten Magen, als durch ein gebrochenes Herz wachgerufen wurden. Fröhlich eilte sie davon, um ihren Auftrag auszurichten.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Eigennutz der beste Schutz für mein elendes Leben ist, so müßte ich mich eigentlich fürchten mit Ihnen allein zu sein, Frau Llewellyn," sagte Gladys.

„Sie werden diese Insulten dereinst bitter be=

reuen!" erwiderte das Weib. Dies waren die einzigen Worte, die zwischen dem Kerkermeister und seinem Gefangenen bis zu Ennis' Rückkehr gewechselt wurden.

„Herr Stukely hat unten so eben nach Ihnen gefragt, wo Sie wären, Madame," sagte das Mädchen, als sie mit einem bedeckten Korbe eintrat.

Sogleich stand Frau Llewellyn auf und verließ das Zimmer.

Ennis trat rasch an den Kamin, kniete nieder, öffnete eine Auster, löste sie von der Schale ab und reichte sie Gladys hin.

Als die arme verhungerte Frau den stärkenden Bissen genossen hatte, holte Ennis aus dem Korbe eine Weinflasche, einen Korkzieher und ein Glas hervor und sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich's recht gemacht habe, Fräulein Gladys; aber hier ist eine Flasche alter Portwein, den ich zu kaufen mir die Freiheit genommen habe. Bitte, sehen Sie, Ma'am, sehen Sie selbst her und überzeugen Sie sich, ob Alles in Ordnung ist, ehe ich den Kork herausziehe, damit Sie auch wissen, daß nichts in den Wein gethan ist. Sehen Sie, Ma'am, das Siegel ist noch ganz unverletzt und noch mit Spinngewebe und Staub bedeckt, ganz wie mir der Restaurant, bei dem ich die Austern geholt habe, die Flasche übergab."

„Ich danke Dir, Ennis, ach, ich danke Dir herzlich. Es macht mir um so größere Freude, da Du mir eine ganz unerwartete Freundlichkeit erweisest.

Einst werde ich Dir dafür lohnen können," sagte Gladys mit Innigkeit.

„Ich weiß nicht, ob ich eine Belohnung verdient habe — nur sagen Sie es der Madame nicht," entgegnete Ennis, als sie den Kork auszog und etwas Wein in das mitgebrachte Glas goß.

Nachdem sie diesen Gladys überreicht hatte, öffnete sie eine zweite Auster; dann nahm sie einige harte Zwiebäcke aus dem Korbe und gab sie ihr mit der Versicherung, daß sie ganz rein seien; sie habe dieselben unmittelbar vom Bäcker geholt.

Nochmals dankte Gladys ihrer neugewonnenen Freundin. Sie aß und trank sehr mäßig, da ihr durch das Fasten sehr geschwächter Magen nur wenig vertragen konnte. Da aber die genossene Nahrung vielleicht die allerbeste war, die für ihren Zustand paßte, so bekam sie ihr sehr gut.

Nach dieser stärkenden Mahlzeit lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und sank in einen tiefen, erquickenden Schlaf. Ennis versteckte den Wein und die Zwiebäcke, brachte die Austerschalen bei Seite und hatte im Zimmer vollständig aufgeräumt, ehe Frau Llewellyn zurückgekehrt.

Gladys schlief fest und lange und erwachte neugestärkt.

---

## Vierzigstes Capitel.

Von nun an hörte Gladys auf zu fasten, doch beschränkte sie sich auf eine sehr knappe Diät — harte Zwiebäcke, unmittelbar vom Bäcker gekauft, Austern, aus der Schale genossen, gesottene Eier mit unverletzter Schale, Aepfel, Orangen, Nüsse und reines Wasser aus dem über ihrem Waschtische befindlichen Leitungsrohr: dies waren ihre Nahrungsmittel, welche Ennis ihr treulich besorgte.

Frau Llewellyn ließ sie gewähren. Sie wartete ihre Zeit ab und hoffte auf eine günstigere Gelegenheit, den Willen und die Persönlichkeit ihrer Gefangenen ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Ennis war jetzt ihrer jungen Herrin eine bedeutende Hülfe, und Gladys wußte die Dienste des Mädchens vollkommen zu würdigen.

Die Bibel sagt, daß im Himmel mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte, und die Erfahrung lehrt uns täglich, daß die kleinste Gefälligkeit von Seiten eines vermeintlichen Feindes auf den Empfänger einen tieferen Eindruck macht, als der größte Dienst von einem anerkannten Freunde. Das Letztere erscheint uns als selbstverständlich — das Erstere ist uns ein unerwartetes Ereigniß, welches überrascht und in Erstaunen setzt. So empfand auch Gladys für ihre Gefangenwärterin Ennis wegen der während eines tem-

porären Anfalles von Zerknirschung geleisteten kleinen Dienste größere Dankbarkeit, als sie ja für ihre treue Dienerin füe die Ergebenheit eines ganzen Lebens empfunden hatte, und dieser dankbaren Gesinnung gab sie beim Verkehr mit ihrer Wächterin durch Blick und Wort Ausdruck.

Es kam aber noch besser. Als Ennis ihrer Gebieterin erst einen guten Dienst erwiesen hatte, fühlte sie sich angeregt, einen zweiten nachfolgen zu lassen, und so äußerte sie denn eines Morgens, als sie Gladys bei der Toilette half:

„Fräulein Gladys, wenn Sie irgend etwas bedürfen, und ich kann Ihnen dazu behilflich sein, ohne die Madame böse zu machen und meine Stelle zu verlieren, so will ich es gern für Sie thun.“

„Ich danke Dir, Ennis. Da ist gleich etwas, womit Du anfangen kannst — nenne mich nicht mehr Fräulein Gladys, sondern Frau Arthur Powis. Ich bin verheirathet gewesen, bin Mutter gewesen, und verlange, bei meinem mir jetzt mit Recht zukommenden Namen und Titel gerufen zu werden.“

Ennis stutzte einen Augenblick, antwortete aber dann:

„Ja Ma'am, ich will mich d'ran erinnern. Haben Sie aber nun noch etwas Anderes zu befehlen?“

„Nein.“

„Ich dachte, Ma'am, daß Sie doch Ihr ganzes Leben lang regelmäßig Ihren Thee und Kaffee gehabt haben, und daß es nun Ihrer Gesundheit nachtheilig sein würde, wenn Sie das jetzt entbehren.

Wenn Sie mir also trauen wollen, so könnte ich selbst Kaffee oder Thee machen und Ihnen bringen, und da könnten sie doch ganz sicher sein, daß nichts von den Sachen d'rin wäre, vor denen Sie sich so sehr fürchten. Soll ich?"

„Nein, Ennis, nein, ich danke Dir recht sehr."

„Ich hoffe doch nicht, daß Sie Argwohn auf mich haben?" entgegnete das Mädchen betreten.

„Nein, das nicht, gewiß nicht. Aber eine Tasse Thee oder Kaffe könnte in einem einzigen Augenblicke, im Handumdrehen, vergiftet werden, ohne daß Du es bemerktest, wenn Du nur auf eine einzige Minute den Rücken wendetest. Du könntest Deine Augen nicht immer darauf haben, und wenn Du, gleich Argus, Augen rings um den Kopf herum hättest. Nein, Ennis, ich muß schon einige Selbstverleugnung üben, um meine Gesundheit zu wahren," sagte Gladys fest.

„Ach, Ma'am, glauben Sie denn wirklich und wahrhaftig, daß meine Herrschaft so 'was thun könnte?" fragte das Mädchen, welches, wie schon wiederholt bemerkt, von Frau Llewellyn nur halb in's Vertrauen gezogen war und für sich selbst nicht zu beurtheilen vermochte, ob Gladys' Befürchtungen gegründet seien oder nicht.

„Davon möchte ich am liebsten schweigen," antwortete die junge Dame, und das Gespräch hatte damit ein Ende.

Je mehr sich Gladys von den Wirkungen des ihr beigebrachten Giftes erholte, desto schärfer er=

kannte und überschaute sie ihre Lage und desto peinlicher empfand sie ihre Leiden.

Seit jenem Morgen, an welchem Gladys den geheimnißvollen Arbeiter in der Kirche gesehen hatte, hegte sie eine unbestimmte Hoffnung, daß derselbe wieder erscheinen und sich als Arthur Powis zu erkennen geben werde. Als aber Tag auf Tag ververging, ohne daß ein solches Ereigniß eintrat, wurde sie von tödtlicher Unruhe ergriffen.

Frau Llewellyn hielt ihr Versprechen, den Arbeiter aufzufinden und ihn Gladys vorzuführen, um sie von ihrem Irrthum zu überzeugen, eben so wenig, als sie sich wegen Nichterfüllung dieses Versprechens zu entschuldigen suchte. Sie vermied in dieser Zeit jede Nachfrage, indem sie die Gegenwart ihrer Gefangenen mied.

Als Gladys die Qual der Ungewißheit nicht länger zu ertragen vermochte, rief sie Ennis und sagte zu ihr:

„Vor einigen Tagen botest Du mir Deine Dienste an; ich bedarf ihrer jetzt. Ach, Ennis, sag' mir vor allen Dingen, ob Du jemals den Mann gesehen hast, der eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit meinem Mann hat — eine so bedeutende Aehnlichkeit, daß ich durchaus glauben muß, es sei Lieutenant Powis selbst, wenn auch Frau Jay behauptet, es wäre blos ein gewöhnlicher Arbeiter. Sag', hast Du ihn gesehen, Ennis?"

„Allerdings, Ma'am, aber in der letzten Zeit nicht, sondern bereits vor vierzehn Tagen; ich habe

ihn aber ganz in der Nähe gesehen, und weiß ganz gewiß, daß er blos ein Arbeiter und nicht Herr Arthur ist," antwortete das Mädchen zutraulich.

„Das wüßtest Du, Ennis? Wie kommst Du dazu, das zu wissen?" fragte Gladys überrascht und nicht ohne Mißtrauen.

„Weil ich mich nach Allem, was ihn anbetrifft, selbst erkundigt habe; denn als ihn die Madame zum ersten Male hier am Hause vorbeigehen sah, war sie über seine Aehnlichkeit mit Herrn Arthur Powis ebenfalls ganz bestürzt."

„Wirklich!"

„Ja, Ma'am, und da trug sie mir auf, mich heimlich nach ihm zu erkundigen, und da habe ich denn Alles erfahren."

„Was hast Du erfahren?"

„Es ist wohl am besten, ich fange von vorn an und erzähle Ihnen Alles ordentlich."

„Thue das."

Ennis erzählte nun die ganze Geschichte von ihren Erkundigungen nach William Simmons, dem Steinhauer-Handlanger. Nachdem sie ihre Mittheilung beendet, sagte Gladys:

„Ich glaube gewiß, daß Du mir die Wahrheit gesagt hast, soweit Du sie kennst; dennoch aber, Ennis, bin ich weniger überzeugt, bin unbefriedigter als jemals. Wie Du sagst, hast Du jede Spur von ihm verloren?"

„Ja, Ma'am, seit jenem Sonnabend Abend habe

ich niemals wieder etwas von ihm gehört und gesehen."

„Wohlan denn, Ennis, ich möchte, daß Du mir einen Dienst thätest, wenn dies angeht, ohne daß Du Dir Verdrießlichkeiten zuziehst."

„Was wünschen Sie, Ma'am?"

„Thu' mir den Gefallen und geh' nach der Straße, wo wir am Dienstag waren, nach den neuen Gebäuden, gegenüber der Kirche, in welchem ich getraut werden sollte; frage dort bei den Arbeitern nach William Simmons, und siehe zu, ob Du ihn selbst zu sprechen bekommen kannst. Du wirst Dich dann bald genau überzeugen können, ob er wirklich der Mann ist, für den ich ihn halte, oder nicht. Ist er es, so gieb ihm diesen Brief; dann wird er binnen einer Stunde bei mir sein. Für diesen Dienst will ich Dich so belohnen, daß es Deine kühnsten Erwartungen übertrifft. Kannst Du mir den Gefallen thun?"

„Jawohl, Ma'am, ganz gut, denn ich habe gerade für die Madame einen Auftrag in jenem Stadttheile zu besorgen."

Eine Stunde später war Ennis auf dem Wege.

Gladys verbrachte die Zeit ihrer Abwesenheit in qualvoller Unruhe.

Es dämmerte bereits, als die Zofe zurückkehrte, und es war bereits ganz dunkel, bevor sie Zeit fand, zu Gladys zu gehen.

„Nun, Ennis?" hauchte die letztere fast athemlos, als das Mädchen die Thür öffnete.

„Hier bringe ich Ihren Brief wieder, Ma'am," antwortete Ennis sehr ernst.

„Hast Du ihn gar nicht gesprochen? — Oder hast Du gefunden, daß er nicht der ist, für den ich ihn gehalten?"

„Ich habe ihn gar nicht zu sehen bekommen; er — er —"

„Nun, was?"

„Es ist Herr Arthur Powis gar nicht gewesen Ma'am, deshalb werden Sie auch nicht sehr erschrecken, wenn Sie es erfahren; aber — aber —"

„Aber — was denn? Um's Himmels willen, sprich, Ennis!" rief Gladys, von dem Gebahren des Mädchens höchlichst beunruhigt.

„O Ma'am, es ist wahrlich nichts, was Sie beunruhigen könnte, denn Herr Arthur Powis ist es ja wirklich nicht gewesen. Es ist freilich immer schrecklich, wenn einem Menschen so etwas widerfährt."

„Ennis! Ennis! So sag' mir doch, was vorgefallen ist!" schrie Gladys mit gefalteten Händen.

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, Ma'am; aber Sie dürfen sich die Sache nicht zu Herzen nehmen, da es wirklich nur ein Arbeitsmann gewesen ist. Als ich auf den Bauplatz kam und mich nach ihm erkundigte, sahen sich die Männer mit unruhigen Blicken an und gaben mir keine Antwort." Hier machte Ennis eine Pause.

Gladys sagte kein Wort; ihre gefalteten Hände und ihre flehenden Augen baten aber beredter als Worte, fortzufahren.

„Dann kam der Meister," fuhr Ennis fort, „und fragte mich, ob ich irgend ein Interesse an dem jungen Manne hätte. Ich antwortete nein, wir hätten ihn nur immer vorbeigehen sehen, hätten aber seit einiger Zeit gar nichts von ihm wahrgenommen. Da wurde er zutraulicher und erzählte mir — er erzählte mir, daß — ach, Ma'am, erschrecken Sie nicht —"

„Weiter, Ennis, weiter!"

Er erzählte mir, daß Billy Simmons an Ihrem Hochzeitstage, am letzten Dienstag Morgen —"

„Ja — ja!" und die gefalteten Hände fingen an sich zu ringen und zu winden, und die flehenden Augen wurden starrer und weiter.

„Ach, Ma'am, sehen Sie mich nicht so an, oder ich darf Ihnen nichts weiter sagen."

„Fahre fort, oder Du tödtest mich!"

„Billy Simmons arbeitete auf einem Gerüst im dritten Stockwerke und that einen Fehltritt und — o, bedenken Sie doch, Ma'am, daß es Herr Arthur nicht war, er war es ja wirklich nicht! — und da fiel er hinunter und war augenblicklich todt."

„Ach, Ennis, Ennis!"

Mit diesem Ausrufe sank Gladys auf ihren Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Er war wirklich kein Anderer als Billy Simmons, es war wahrlich Herr Powis nicht."

Gladys blieb regungslos.

„Ich habe es ganz zuverlässig erfahren, daß er

Herr Powis nicht war; denn als ich fragte, wo er beerdigt sei, sagte sie mir, er wäre zu seiner Mutter, einer Wittwe, gebracht und von deren Hause aus sei er beerdigt worden; wo, konnten sie mir eben nicht sagen. Sie wußten auch nicht, wo er gewohnt hatte; dies Alles aber beweist, Fräulein Gladys, daß es Herr Arthur nicht gewesen sein konnte, denn Alle wußten ja ganz genau, daß er Billy Simmons war."

„Ich glaube selbst, daß Du recht hast," antwortete Gladys schaudernd. „Ach Gott, stehe mir bei, daß ich über das Alles nicht verrückt werde! Ennis, wenn so etwas vorfällt, so kommt es auch in die Zeitungen. Das Unglück passirte am Dienstage, da könnte also eine Nachricht davon in der Mittwochsnummer stehen. Geh' in den nächsten Zeitungsladen und bring' mir alle Blätter vom Mittwoch, die Du bekommen kannst," sagte Gladys, indem sie die größte Anstrengung machte, ihrer furchtbaren Aufregung Herr zu werden.

Ennis ging und kehrte bald mit der Times zurück, dem einzigen Blatte, von jenem Tage, welches sie hatte erhalten können.

Gladys nahm die Zeitung und durchsuchte sie aufmerksam; sie fand das Gesuchte, eine Notiz von wenigen Zeilen:

„Unglücksfall. — Gestern Vormittag fiel ein bei den Neubauten der St. Jameskirche gegenüber beschäftigter Arbeiter, Namens William Simmons, von einem

Gerüst im dritten Stockwerke hinab und war augenblicklich todt. Seine Leiche ward zu seiner Mutter, einer in Westminster wohnenden armen Wittwe, gebracht."

Das war Alles.

Gladys las die Notiz nochmals durch und legte das Blatt mit einem zugleich von Mitleid und von Erleichterung sprechenden Seufzer zur Seite, indem sie sagte:

„Der arme Mann, die arme Mutter! Jetzt glaube ich, daß Du recht hast, Ennis; nein, ich weiß es; denn wenn dieser arme Mann todt ist, so giebt mir dies den Beweis, daß er nicht Lieutenant Powis gewesen sein kann. Ich fühle die Gewißheit in mir, daß mein Mann noch lebt — ich bin davon fest überzeugt!"

Gladys hatte halb recht, halb unrecht; eben so Ennis, eben so die Bauarbeiter an den neuen Häusern, nebst den Berichterstattern der Zeitungen.

Wäre doch Gladys eine in den am folgenden Morgen erschienenen Blättern, in den Donnerstags-Morgenblättern, abgedruckte Bemerkung zu Gesicht gekommen! Dieselbe lautete:

„Berichtigung. — Der Handarbeiter William Simmons, von welchem in unserer gestrigen Nummer berichtet wurde, daß er durch einen Sturz von einem Gerüst an dem der St. Jameskirche gegenüber liegenden Neubau seinen Tod ge-

funden, ist in Folge dieses Unfalls nur schwer verletzt, und wurde in besinnungslosem Zustande vom Bauplatze hinweggetragen. Er liegt, dem Tode nahe, in Guy's Hospital."

Gladys bekam diese Notiz niemals zu sehen. Mehr davon später.

---

## Einundvierzigstes Capitel.

Gladys blieb bei ihrer aus Austern, Früchten, Nüssen, Zwieback &c. bestehenden Diät. Ihre Gesundheit litt durch die Entbehrung der gewohnten Getränke nicht; im Gegentheile, sie erholte sich, nachdem die Angst wegen des unglücklichen Arbeiters von ihr genommen war, bei ihrer Jugend und ihrer trefflichen Constitution täglich mehr und mehr. Mit der Rückkehr der Gesundheit des Geistes und Körpers kam ihr auch der Gedanke, der schmachvollen Sclaverei ihres Vormundes zu entfliehen. Reifliche Ueberlegung hatte sie erkennen lassen, daß sie offen Frau Llewellyn's Autorität die Stirn zu bieten nicht wagen dürfe. Zwar war sie allerdings verheirathete Frau, allein so lange sie in dieser Gefangenschaft war, hatte sie kein Mittel, die Beweise dafür zu liefern. Um ihre Ehe rechtsgiltig beweisen zu können, mußte sie

zunächst ihre Freiheit wieder erlangen, und zu diesem Zwecke mußte sie entfliehen, bevor die Familie nach Cader Idris zurückging.

Tag für Tag erwog Gladys die Mittel und Wege, ihre Flucht zu bewerkstelligen. Baares Geld hatte sie genug, denn Frau Llewellyn hatte es sich zur Pflicht gemacht, ihr das von ihrem Vater für die Dauer ihrer Minorennität, so lange sie unverheirathet war, ausgesetzte, sehr anständige Taschengeld alle Vierteljahre auf das regelmäßigste auszuzahlen. Außerdem hatte sie reiche Schmucksachen und werthvolle Juwelen, welche sich leicht mitnehmen und in Geld verwandeln ließen. Alles zusammengerechnet, hatte sie genug, um ihre Flucht in's Werk zu setzen und einige Monate ohne Sorge leben zu können.

Nach weiterer Ueberlegung entschloß sie sich zu dem Versuche, Ennis' Hilfe zu erkaufen. Demnach begann sie eines Abends, als ihr das Mädchen beim Entkleiden half:

„Ennis, wie viel bekommst Du von Frau Llewellyn monatlich dafür, daß Du mich bedienst und bewachst?"

„Drei Pfund, und manches hübsche Geschenk an Shawls, Kleidern u. s. w."

„Wen betrachtest Du denn als Deine eigentliche Herrschaft, Frau Jay oder mich?"

„Ja, Ma'am, das kann ich selbst nicht sagen; sie zahlt mir meinen Lohn, mein Geschäft aber ist, Sie zu bedienen."

„Dann beruht also Deiner Ansicht nach der einzige Anspruch, den Frau Jay an Dich hat, darauf, daß sie Dir Deinen Lohn auszahlt?"

„Ja, Ma'am, ich glaube, so ist es."

„Wenn Du nun aber bedenkst, daß es mein Geld ist, von dem sie Dir den Lohn zahlt?"

„Nun, wenn ich von Ihrem Gelde bezahlt werde, um Sie zu bedienen, so muß ich doch wohl Ihre Dienerin sein, und nicht die der Madame."

„Das sollte ich auch denken," entgegnete Gladys und versank in Nachdenken.

Bald brach sie jedoch das eingetretene Schweigen, um Ennis ihren Plan anzuvertrauen.

Es war ein eigenthümliches Mißgeschick der armen jungen Frau, daß sie in ihrer traurigen Lage, abgeschlossen von jedem Verkehr mit anderen Menschen, und den niederträchtigsten Angriffen gegen ihre Gesundheit, ihre Ehre und ihren Seelenfrieden ausgesetzt, diese Dienerin in ihre Pläne einzuweihen und deren Hilfe in Anspruch zu nehmen genöthigt war.

So begann sie die öfters wiederholte Geschichte ihrer Leiden, von ihrer Eltern Tod, von ihres Verlobten Abwesenheit, ihrer Tante Verrätherei, ihrer Einsperrung, ihrer Flucht und Wiedergefangennahme zu erzählen.

„Das Uebrige kennst Du selbst," schloß sie, „denn als ich nach Cader Idris geschleppt wurde, fand ich Dich dort."

„Jawohl, Ma'am."

„Nun frage ich Dich, Ennis, willst Du mir behilflich sein, aus dieser grausamen Gefangenschaft, in welcher ich beständig den schlimmsten Gefahren ausgesetzt bin, zu entfliehen? Ich will Dich nicht beschwatzen; der Himmel ist mein Zeuge, daß ich keines andern Menschen Diener absichtlich bereden will, selbst nicht in der größten Noth. Ich betrachte Dich aber nicht als Frau Jay's Dienerin, sondern als meine eigene. Ich weiß, daß das, was ich von Dir wünsche, recht ist; ich weiß aber auch, daß Du, wenn Du meine Wünsche erfüllst, Frau Jay's Gunst verlieren wirst; deshalb gebe ich Dir die Versicherung, Ennis, nicht um Dich zu bestechen, sondern um Dir einen Ersatz zuzusichern, daß ich Dir Deine Dienste so reichlich belohnen will, daß Du es nimmer bereuen wirst, Frau Llewellyn's Gunst verscherzt zu haben."

Die arme Gladys heftete bei diesen Worten ihre Augen flehendlich auf das Gesicht ihrer Zofe, welche nachdenklich vor sich niederblickte.

„Willst Du mir zu meiner Flucht behilflich sein, Ennis?"

„Sagen Sie mir geradezu und genau, was Sie von mir verlangen, und wenn ich das nicht thun kann, so kann ich wenigstens reinen Mund halten und gegen Frau Llewellyn schweigen."

Mit einem tiefen Seufzer erwiderte Gladys:

„Ich bitte Dich einfach um Folgendes: In der Nacht, etwa in dieser Nacht oder morgen, oder in irgend einer andern Nacht, die wir näher verabreden

würden, sollst Du mir die Thüren öffnen und mich hinauslassen."

„Ach, Ma'am, in dieser verruchten Stadt würden Sie insultirt oder gar beraubt, vielleicht gar ermordet werden."

„Nein, denn Du müßtest mir einen Wagen besorgen, welcher an der nächsten Ecke auf mich wartete."

„Wohin wollten Sie sich dann wenden?"

„Direct nach Euston Hôtel, wo ich dann so lange bleiben würde, bis das Büreau geöffnet wird; dann würde ich ein Billet zum Frühzuge lösen, und halb auf dem Wege nach Edinburgh sein, bevor meine grausame Feindin meine Flucht gewahr würde. Willst Du dies für mich thun, Ennis?"

„Ach, Ma'am, wenn ich es thäte und die Madame merkte es, so würde sie mich Hals über Kopf zum Hause 'nauswerfen," antwortete das Mädchen halb willfahrend, halb erschrocken.

„Das weiß ich selbst, Ennis, und deshalb wollte ich Dir Deinen Dienst auch reichlich bezahlen. Ich habe mir von meinem Taschengeld über fünfhundert Pfund gespart, da ich seit einem Jahre wirklich nur wenig Gelegenheit zum Geldausgeben gehabt habe. Ich will Dir hundert Pfnnd geben als Ersatz für jeden Verlust, den Du in Folge der mir geleisteten Dienste haben könntest."

Freudig überrascht blickte Ennis ihre Herrin mit großen, glänzenden Augen an. Letztere bemerkte dies und fuhr rasch entschlossen fort:

„Das ist noch nicht Alles, Ennis, noch nicht der

zehnte Theil von dem, was ich an Dir thun will, wenn Du mir zur Wiedererlangung meiner Freiheit verhilfst. Binnen spätestens einem Jahre werde ich majorenn, dann werde ich Herrin von Cader Idris und dem ganzen Vermögen, welches eines der bedeutendsten in der ganzen Grafschaft ist. Dann will ich Dich in meine Dienste nehmen und Dir das Doppelte von Deinem jetzigen Lohne geben, oder ich gebe Dir eine Mitgift von fünfhundert Pfund, wenn Du heirathen oder ein Geschäft anfangen, z. B. wenn Du etwa einen Laden anlegen möchtest. Ich frage Dich also nochmals, willst Du mir helfen, Ennis?"

„Ja, Ma'am, ich will es thun. Aber hierher zurückkommen darf ich nicht, wenn ich es einmal gethan habe; denn sonst würde mich die Madame kalt machen. Können Sie mich nicht gleich ganz und gar mitnehmen?"

„O ja, von Herzen gern, Ennis!" rief ihre junge Gebieterin, die auf diesen Gedanken mit lebhafter Freude einging.

„Wenn Sie erlauben, will ich jetzt hinabgehen und das Abendessen besorgen, denn die Madame ist darin sehr penibel, wie Sie ja selbst wissen, Ma'am."

„Jawohl, das weiß ich. Nun gut denn; nach Tische komm wieder herauf, dann wollen wir mehr von der Sache reden."

Als an diesem Abend alle Uebrigen zu Bett waren, besprach Gladys mit ihrer Gefährtin den Plan zur Flucht näher. Die letztere bat, die Flucht

noch zwei Tage hinauszuschieben, damit sie ihre Garderobe unbemerkt aus dem Hause entfernen und zu einer in der Nähe wohnenden Bekannten bringen könne.

Nur ungern willigte Gladys in diese Verzögerung ein. Sie selbst hatte nur wenig mitzunehmen, was größeren Raum einnahm; ihr Geld und ihre Juwelen, ein Kamm und eine Bürste, ein zweites Kleid nebst Unterkleidern und Wäsche zum Wechseln war Alles, dessen sie zu ihrer Reise bedurfte. Diese Sachen ließen sich bequem in eine kleine Reisetasche verpacken, die sie selbst in der Hand tragen konnte. Die Flucht wurde auf die nächste Nacht zum nächsten Freitage bestimmt, so daß Ennis zu ihren Vorbereitungen drei volle Tage hatte. Nachdem Alles gehörig verabredet, beurlaubte sich Ennis von ihrer Gebieterin.

Gladys war von ihrer Flucht aus dem Hause so ausschließlich in Anspruch genommen, daß sie an die nächste Zukunft bis jetzt nicht gedacht hatte. Sie hatte sogleich beschlossen, nach Edinburgh sich zu wenden, da sie diese Stadt besser kannte als jede andere, dann auch, weil sie unbestimmte Hoffnungen hegte, daß ihre Freundinnen, die drei alten Schwestern, sie beschützen und ihr vielleicht bezüglich der Herbeischaffung der Beweise für ihre Verheirathung und bezüglich der Sicherung ihrer Freiheit behilflich sein könnten, daß sie ihr vielleicht auch irgend Nachrichten über Arthur zu geben im Stande sein würden. Jetzt beschloß sie, sobald sie nach Edinburgh gekommen, sogleich nach Ceres-Cottage oder, wie die alten

Jungfrauen sagten, „Serious-Cottage" zu gehen und sich unter ihren Schutz zu stellen.

Diesen Theil ihres Planes fand sie übrigens für gut, ihrer Dienerin vorläufig nicht anzuvertrauen.

Die Zeit zwischen diesem Tage, einem Montage und dem Tage der Flucht, dem nächsten Freitage, verstrich Gladys in der gewohnten einförmigen Weise, und selbst die Vorbereitungen zu ihrer Flucht brachten nur geringe Abwechselung in diese Einförmigkeit, denn dieselben waren binnen einer halben Stunde abgemacht.

Der Freitag brach heran — ein herrlicher Herbsttag, ein wahrer Herold der Freiheit und des Glücks. Er wurde Gladys sehr lang.

Am Abend wurde sie durch einen Besuch von Frau Llewellyn überrascht — den ersten Besuch, dessen sie von dieser Frau seit länger als einer Woche gewürdigt ward.

„Sie kommen wohl," sagte Gladys spöttisch zu ihr, „um Ihr Versprechen zu halten und Nachrichten von dem fremden Arbeiter zu bringen, den Sie aufsuchen und mir herbringen lassen wollten?"

„Allerdings," erwiderte Frau Llewellyn zu Gladys' Ueberraschung, „allerdings komme ich, um Ihnen Nachricht von diesem Manne zu bringen und damit hoffentlich Ihr Herz in Bezug auf diesen Gegenstand für immer zu beruhigen."

Damit zog sie das Exemplar der „Times" aus der Tasche, welches von Ennis vor länger als einer Woche für Gladys gekauft, und durch Zufall in

Frau Llewellyn's Hände gekommen war. Gladys erkannte es sogleich an einem an einer Ecke befindlichen, eigenthümlich geformten Dintenflecke.

„Ja," fuhr Frau Jay fort, „durch einen reinen Zufall bin ich zu diesem Blatt gekommen, welches über acht Tage alt ist, und eben so zufällig fielen meine Augen sogleich auf diese Stelle."

Damit übergab sie Gladys die Zeitung und deutete mit dem Finger auf den irrigen Bericht von William Simmons' Tod.

Gladys las die Stelle ganz unbefangen und mit aller Ruhe, wie wenn sie das Blatt jetzt zum ersten Male sähe, und legte es dann bei Seite.

„Jetzt werden Sie sich doch hoffentlich zufrieden geben," sagte Frau Llewellyn.

„Jawohl, durchaus," war Gladys' Antwort.

„Das freut mich. Doch ich bin nicht blos deshalb hierher gekommen, um Ihnen das traurige Schicksal jenes unglückseligen Menschen mitzutheilen; ich wollte Ihnen auch zugleich sagen, daß wir nächsten Montag nach Cader Idris abreisen."

„Meinethalben," erwiderte Gladys.

„Werden Sie dazu bereit sein?"

„Nach Cader Idris zu gehen? Ich will sehen."

„Nun, gleichviel, ob Sie dazu bereit sind oder nicht, ich reise am nächsten Montag nach Cader Idris ab und Sie begleiten mich. Gute Nacht."

„Gute Nacht," antwortete Gladys.

Beim Herausgehen begegnete Frau Jay der Dienerin.

„Ennis, Du mußt die Sachen von Fräulein Gladys einpacken, denn Montag früh geht's nach Cader Idris; hörst Du wohl?"

„Jawohl, Ma'am."

„Merk' Dir's aber."

„Zu Befehl, Ma'am."

Frau Llewellyn ging die Treppe hinab; Ennis trat in Gladys' Zimmer.

„Hoffentlich ist dies das letzte Mal, daß ich das schlechte Weib sehe," sagte Gladys, mehr zu sich selbst, als zur Dienerin sprechend.

„Alles ist fertig," flüsterte Ennis, an ihre junge Gebieterin herantretend. „Mein Zeug habe ich alle aus dem Hause geschafft, und der Wagen wartet diese Nacht um zwei Uhr auf uns. Um diese Stunde schläft Alles am festesten." –

„Das glaub' ich auch, Ennis."

„Und nun, Ma'am, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so gehen Sie gleich zu Bett und versuchen zu schlafen. Es ist jetzt neun Uhr und da können Sie volle vier Stunden schlafen, denn vor ein Uhr brauche ich Sie nicht aufzuwecken."

„Ich und schlafen! Ach, Ennis, glaubst Du denn, daß ich am Vorabende meiner Flucht im Stande wäre, zu schlafen?" rief Gladys erregt.

„Das ist freilich so 'ne Sache; jedenfalls thäten Sie dann aber gut, sich wenigstens zu entkleiden und in's Bett zu legen. Es wird Ihnen gewiß gut bekommen, wenn Sie es sich bequem machen, und wird verhüten, daß die Madame irgend Ver-

dacht schöpft, falls es ihr in den Kopf kommen sollte, Ihnen heut' Abend noch einen Besuch zu machen."

„Das ist allerdings wahr," antwortete Gladys, und folgte dem guten Rathe sogleich.

Von Schlaf war natürlich nicht die Rede, aber sie ruhte doch. Um zehn Uhr kam Ennis wieder herauf, schraubte den Gashahn tiefer und setzte sich neben sie, um die vier langen Stunden bei ihr zu wachen.

„Versuchen Sie zu schlafen, Ma'am; ich will munter bleiben und bis ein Uhr bei Ihnen wachen," mahnte Ennis.

„Das ist mir unmöglich," entgegnete Gladys, und lag mit offenen Augen und Ohren da und lauschte dem letzten schwachen Geräusche, das von den zur Ruhe gehenden Bewohnern des unteren Stockwerks zu ihr hinaufdrang, während die Dienerin in ihrem Lehnstuhl einnickte und von Zeit zu Zeit die Worte wiederholte:

„Versuchen Sie zu schlafen; ich will munter bleiben und bis ein Uhr bei Ihnen wachen."

Als indessen Stunde auf Stunde verrann, sank Ennis in immer tieferen Schlummer, aus welchem sie nur dann und wann auffuhr, um abgebrochene Worte zu murmeln. Zuletzt schlief sie ganz fest mit zurückgesunkenem Kopfe und weit geöffnetem Munde. Sie mußte geträumt haben, daß Gladys ihrem Rathe gefolgt sei, denn als es Eins schlug und Letztere, welche die ganze Zeit über kein Auge geschlossen hatte, aufstand, die Schläferin tüchtig schüt-

telte und ihr in's Ohr rief, es sei Zeit, sich zu rüsten, gähnte Ennis, dehnte sich und antwortete:

„Nun, Ma'am, Sie haben wirklich einen ganz sanften, erquickenden Schlaf gehabt; ich für meinen Theil bin von dem langen Wachen ganz angegriffen, doch wird mich die Nachtluft wohl recht wieder erquicken."

„Jedenfalls," erwiderte Gladys lächelnd, denn die Aussicht auf baldige Befreiung hatte ihre Stimmung bedeutend gehoben.

Sie waren bald fertig, und mit dem Schlage halb Zwei löschten sie das Gaslicht aus, schlichen sich aus dem Zimmer, verschlossen dasselbe, steckten den Schlüssel ein und glitten leise die Treppe hinab.

Diese Treppen, welche früher nie geknackt hatten, krachten jetzt unter ihrem leisen verstohlenen Tritte laut. Selbst die geduldige Gladys kam in Versuchung, einen lauten Fluch auszustoßen, als die Stufen unter ihren Füßen laut ächzten.

Und o Schreck über Schreck! Plötzlich öffnete sich eine Thür, ein matter Lichtstrahl brach hervor, und eine halb erschrockene, halb herausfordernde Stimme rief: „Wer da?"

Keine Antwort.

Gladys kauerte halb ohnmächtig in den dunkelsten Winkel der Treppe zusammen.

„Wer da?" rief die Stimme nochmals.

Gladys stieß einen halbunterdrückten Schrei aus.

„Um's Himmels willen, Ma'am, seien Sie ruhig, und lassen Sie mich reden!" flüsterte Ennis.

„Wer da?“ frag' ich nochmals. Wenn Ihr jetzt nicht antwortet, so schieße ich auf Euch, wer Ihr auch sein mögt!“ rief die Stimme zum dritten Male.

„Pst, Herr James! Ich bin's ja,“ antwortete Ennis, indem sie Gladys immer noch weiter in die dunkle Ecke zurückdrängte und sich vor sie stellte.

„Nun, weshalb sind Sie denn jetzt mitten in der Nacht noch auf? Ich glaubte wahrhaftig, es wären Diebe!“

„Ich wollte hinunter und ein Stückchen Eis holen, um ein Glas Wasser für Fräulein Gladys zurecht zu machen — weiter nichts,“ antwortete Ennis mit Geistesgegenwart.

„Gut, ein anderes Mal antworten Sie aber so=gleich, oder Sie kommen in Gefahr. Ist Cousine Gladys krank?“

„Das gerade nicht, sie fiebert etwas und hat starken Durst — weiter nichts.“

In diesem Augenblick ging eine andere Thür auf, und eine andere Stimme rief:

„Was giebt's, James?“

Es war Frau Llewellyn.

„Nichts, Mutter; es ist blos Ennis, die etwas Eis für Cousine Gladys holen will,“ antwortete Herr Stukely.

„Ennis!“ rief Frau Jay.

„Hier, Ma'am!“ war die Antwort.

„Was ist's denn mit Fräulein Gladys?“

„Entschuldigen Sie, Ma'am, sie ist ein bischen unruhig und fiebert und hat großen Durst. Ich habe die ganze Nacht bei ihr gesessen, und jetzt will ich in den Keller und ein Stück Eis holen, um ihr Trinkwasser zu kühlen."

„Schon gut, morgen früh will ich selbst nach ihr sehen. Nimm' Dich ja mit dem Licht in Acht, Ennis."

„Entschuldigen Sie, Ma'am, ich habe gar kein Licht."

„Das ist recht — das ist das beste. Geh' nur hin," entgegnete Frau Llewellyn und schloß ihre Thür.

Herr Stukely folgte ihrem Beispiele und zog sich gleichfalls zurück.

Mehrere Minuten noch blieb Gladys zitternd und bebend in ihrer Ecke sitzen, bis sie ihren Schreck überwunden und wieder Athem gewonnen hatte; dann glitt sie geräuschlos die Treppe hinunter, während Ennis ihr eben so geräuschlos folgte.

Glücklich gelangten sie zur Hausthür, schlossen dieselbe auf und verschlossen sie wieder hinter sich. Den Schlüssel nahmen sie mit, indem Ennis bemerkte:

„Wir dürfen das Haus nicht offen stehen lassen, denn wenn heut' Nacht Diebe kämen und es ausplünderten, so würde die Madame ganz gewiß mich beschuldigen, da ich ihr durchgegangen bin."

Gladys konnte nicht umhin, ihr beizustimmen.

Rasch schritten sie der nächsten Straßenecke zu,

wo der bestellte Wagen ihrer harrte. Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag.

Ennis half ihrer Herrin beim Einsteigen, und nahm dann auf dem Rücksitz Platz. Der Kutscher wurde instruirt und fuhr in raschem Trabe dem Euston-Hôtel zu.

Es war drei Uhr vorbei, als sie anlangten. Sie stiegen aus, Ennis bezahlte den Kutscher, und nachdem sie ein Zimmer genommen, blieben sie bis gegen neun Uhr Vormittags in dem Hôtel. Dann fuhren sie zum Nordbahnhofe, wo Ennis Billets löste und das Gepäck abgab.

Punkt neun Uhr stiegen sie in das Coupé, und wenige Minuten später sauste der Zug davon. Als die Sonne das Zenith ereicht hatte, waren sie bereits weit vorwärts auf ihrem Wege nach Edinburgh.

---

## Zweiundvierzigstes Capitel.

Kehren wir zu dem Morgen von des Herrn Stukely in so schlimmer Weise gestörten Hochzeitsfestes und zu dem armen Muldenträger zurück, dessen Erscheinen in der Kirche die Ohnmacht der Braut hervorgerufen, die Fortsetzung der Trauungsceremonie unmöglich gemacht und bei den Angehörigen der Braut die äußerste Bestürzung und Verwirrung verursacht hatte.

In dem Augenblick, als Gladys aufschrie und umfiel, fuhr er zurück, von der Wirkung seiner Erscheinung erschreckt.

Während die Zuschauer sich um die Ohnmächtige versammelten, bahnte er sich einen Weg durch die versammelte Menge zur Kirchenthür, und eilte durch die Straße zu dem Bau, bei welchem er beschäftigt war, und wo jetzt fast alle übrigen Arbeiter zum Beginn ihrer Nachmittagsarbeit versammelt waren.

Hier aber war sein ohnehin schon immer sonderbares Benehmen jetzt so auffallend, daß es die Verwunderung seiner Gefährten erregte. Anstatt seine Mulde mit Mörtel zu füllen, und sie die Leiter hinauf zur höchsten Kante der noch nicht fertigen Mauer zu tragen, wo die Maurer mit dem Legen der Backsteine beschäftigt waren, stand er mit derselben auf der Schulter, die Augen auf den Boden geheftet, wie ein von Katalepsie Befallener.

„Mörtel!" rief eine Stimme vom höchsten Gerüst herunter.

Der Muldenträger aber, dessen Arbeit es war, Mörtel beizuschaffen, regte sich nicht.

„Mörtel!" rief der Maurer ungeduldig von oben herab.

Noch immer stand der Handlanger bewegungslos.

„Mö—r—te—l!" brüllte der Mann ärgerlich mit aller Kraft seiner Lunge.

Der Handlanger stand indeß bewegungslos wie eine Statue.

„Hört Ihr denn gar nicht, Simmons? Was zum Donnerwetter ist denn mit Euch los?

Schlaft Ihr oder seid Ihr betrunken?“ fragte einer seiner Kameraden grob, ihn unsanft anstoßend.

Der Muldenträger fuhr plötzlich, wie aus einem tiefen Traume erwacht, auf.

„Hört Ihr denn nicht — dort oben wollen sie Mörtel haben,“ fuhr sein Kamerad fort.

Aber Simmons, wie sie ihn nannten, hob blos den Kopf, sah den Sprecher an und fuhr sich mit der Hand langsam über die Stirn.

„Ich glaube wahrlich, Ihr habt einen zu viel genommen! Ich sag' Euch ja, sie wollen dort oben Mörtel haben. Mörtel! hört Ihr! Mörtel! Mörtel!“ schrie ihm der Mann in die Ohren.

Ueber Simmons Antlitz glitt ein Strahl des Verständnisses; er nickte bejahend und ging, seine Mulde mit Mörtel zu füllen. Langsam und träumerisch that er dies, und trug sie dann eben so langsam und träumerisch zu den höchsten Rüstbäumen, vier hohe Stockwerke hinauf.

„Wo seid Ihr so lange geblieben? Ihr werdet so nachlässig, daß ich Euch davonjagen muß,“ fuhr ihn der Maurer an.

Simmons antwortete nicht; er schien den Vorwurf gar nicht zu hören; in seinen Traum zurückgesunken, stand er stockstill, starr vor sich hinsehend.

„Beeilt Euch, daß Ihr bald wieder heraufkommt!“ befahl der Maurer.

Simmons fuhr mechanisch in die Höhe, nahm die leere Mulde auf und —

Ein Schrei des Entsetzens von den Untenstehenden drang hinauf!

Der Maurer drehte sich um — Simmons war verschwunden. Ein einziger falscher Tritt, und — er war über die Mauer hinabgestürzt!

Auf dem Pflaster unten umstand ein Haufen Neugieriger und Theilnehmender den leblosen Körper des Unglücklichen.

Zwei von ihnen richteten ihn in die Höhe und nahmen ihn in ihre Arme; Andere sprengten ihm Wasser in's Gesicht; Einige suchten ihm Liquor einzuflößen — Alles war vergebens.

„Lauft zu 'nem Doctor!" rief Einer.

„Unnütz. Er ist mausetodt," bemerkte ein Anderer.

„Schickt nach dem Coroner!" mahnte ein Dritter.

„Wer sind seine Verwandten? Zu denen müßten wir am ersten schicken," meinte ein Vierter.

„Ich weiß, wer seine Mutter ist. 'Sist Frau Simmons, die Frau, die den Kleidersellerladen hat in Tilden's-Alley Nr. 5," rief ein jugendlicher Zeitungsverkäufer, der sich durch den Haufen vorgedrängt hatte.

„Dann muß zu ihr geschickt werden."

„Aber auch zum Coroner!"

Vor allen Dingen aber zum Doctor, denn dieser allein kann sagen, ob der arme Kerl wirklich todt ist, oder nicht."

Obgleich drei oder vier von den Männern gleichzeitig gesprochen hatten, so waren ihre Vorschläge doch von dem Einen oder dem Anderen vernommen worden; denn drei oder vier der Arbeiter eilten in verschiedenen Richtungen davon, um die Personen, deren Gegenwart so eben als nothwendig bezeichnet worden war, herbeizuholen.

„Was ist denn hier los, Ihr Männer?" fragte ein Herr, indem er sich durch den Haufen hindurch zu dem anscheinend Todten vordrängte.

„Nun, Herr, 'sist einer von den Arbeitsleuten, der eben oben vom Bau herabgestürzt ist," antwortete ein halbes Dutzend Stimmen durcheinander.

„Gott behüte uns, welch' ein furchtbarer Sturz! Er muß ja augenblicklich todt gewesen sein!" rief der Herr, erst zu der schwindeligen Höhe der Frontmauer hinauf und dann zu dem leblosen Körper hinab blickend.

„Jawohl, Herr; er hat sich nicht gerührt und hat keinen Athemzug mehr gethan, als er heruntergefallen war," sagte sich vordrängend einer der Männer.

„Gott sei mir gnädig! Ihr habt ihn fallen sehen?"

„Ja, Herr."

„Wie heißt er?" fragte der Fremde weiter und zog ein Notizbuch und Bleistift aus der Tasche.

„William Simmons, Herr."

„Frau und Kinder?" fragte der Herr lakonisch weiter, indem er eiligst einige Notizen niederschrieb.

„Nein, Herr; nur 'ne verwittwete Mutter, in Tildens Alley. Wir wollen ihn dorthin bringen, sobald der Leichenkorb kommt."

„Ist schon nach dem Coroner geschickt?"

„Jawohl, er kann jeden Augenblick hier sein."

Der neugierige Herr stellte noch einige Fragen und entfernte sich dann, da er große Eile zu haben schien.

Es war der „Local" eines der Morgenblätter, der auf der Jagd nach Stadtneuigkeiten war, und das Glück hatte, an dem Schauplatze des Unglücksfalles vorbeizugehen und ein solches „Ereigniß" zu finden. Durch ihn kam die Nachricht in jene Nummer der „Times," welche Ennis ihrer jungen Herrin überbrachte, um sie zu überzeugen, daß William Simmons nicht Arthur Powis und daß William Simmons todt sei.

Der Berichterstatter hatte sich kaum vom Schauplatze des Unfalles entfernt, als der zum Coroner entsendete Bote in der Begleitung einiger Polizisten zurückkehrte, indem, wie er erzählte, der Coroner zu einer Todtenschau im entgegengesetzten Ende der City gerufen worden und noch nicht zurückgekehrt sei.

Nach kurzer Berathung mit den Polizeibeamten ward beschlossen, den Verunglückten direct zu seiner Mutter zu bringen. Er ward demnach in einen inzwischen herbeigeschafften Korb gelegt und nach Nr. 5 in Tildens Alley gebracht — einem kleinen Laden, dessen Thür und Fenster mit alten Kleidern und anderen getragenen Garderobeartikeln decorirt waren.

Die Träger und ihre Begleiter hoben den anscheinend Todten heraus und trugen ihn in das Haus.

Die hinter dem Ladentisch stehende ältliche Frau — die wir bereits aus ihrer Unterhaltung mit Ennis kennen — schrie beim Anblick des leblosen Körpers erschreckt auf und fragte aufgebracht, weshalb sie „'nen todten Leichnam" ihr in's Haus brächten und sie so zum Tode erschreckten.

„'Sist Ihr Sohn, Frauchen," sagte der Polizist, der die Anderen begleitet hatte, und mit mehr Präcision als Rücksichtsnahme antwortete.

„Mein Sohn! Ich hab' gar keinen Sohn, Ihr dicker Tölpel! Und wenn ich einen hätte, wäre das wohl 'ne Art, ihn mir so mir nichts, dir nichts in's Haus zu schleppen, ohne mir vorher 'n Sterbenswörtchen davon zu sagen, Ihr Unflath? 'Sist wahrhaftig schlimm genug, wenn's auch blos 'n Fremder ist, Ihr hartherziger Lümmel. Ihr habt mir da Eins versetzt, was ich 'nem ganzen Monat von Sonntagen nicht wieder verwinden kann, Ihr alter Esel!" schimpfte die Frau, aus dem Laden hervorkommend.

Die Männer legten den Körper mit größter Schonung auf die Dielen nieder.

„Um Gottes willen! Das ist ja Billy Simmons!" schrie die Frau auf, als sie dem Verunglückten in's Gesicht sah.

„Jawohl, und heißen Sie denn nicht Frau Simmons?" fragte der Beamte, der an die Herzensergießungen von Leuten ihrer Klasse zu sehr ge-

wohnt war, um sich die ihm zu Theil gewordenen Ehrentitel weiter zu Herzen zu nehmen.

„Ja; ach der arme, gute Bursche! Wie ist denn das zugegangen?" antwortete die Wittwe im Tone des tiefsten Mitgefühls.

„Er ist ganz oben von dem Bau heruntergestürzt. Aber hören Sie 'mal zu, Sie sagen, daß er Billy Simmons heißt und daß Sie Frau Simmons sind, und doch soll er nicht Ihr Sohn sein?"

„Nein 's ist mein Sohn nicht, 's ist blos 'n Miethsmann von mir. Ach, der arme, arme, gute Mensch! Und so 'n hübscher junger Mann! So bald fort zu müssen aus diesem Leben!" schluchzte die Wittwe, neben dem leblosen Körper niederknieend.

„Es wäre wirklich nicht Ihr Sohn? Wie soll ich das verstehen, Frau Simmons?" fragte der Polizeimann weiter.

„Versteht, was Ihr wollt, ich sage Euch die Wahrheit! 'S ist blos mein Miethsmann, und ich habe ihn früher niemals gesehen, als bis er hierher kam und bei mir in Schlafstelle ging, vor ungefähr 'nem Monat. Ich weiß nicht 'mal, wessen Sohn er ist, oder ob er überhaupt 'n Sohn ist, und damit holla. Denkt Ihr denn, ich könnte hier stehen, wenn er mein Sohn wäre, und könnte so ruhig dabei bleiben! Ach, der arme, gute Mensch! Und hat nicht 'ne einzige Menschenseele, die 'ne Thräne über seinen Tod weint," fuhr die Trödlerin fort, bald den Polizeimann anfahrend, bald mit rinnenden Thränen über die Leiche sich beugend.

„'S ist doch 'n Trost für uns, daß es nicht Ihr Sohn ist," bemerkte einer der Arbeiter, indem er vortrat und sich theilnehmend an die erregte Frau wendete, „wahrlich, 'n rechter Trost; aber es wurde uns gesagt, er wäre wirklich Ihr Sohn."

„Ja, guter Mann," antwortete Frau Simmons etwas ruhiger, „das glaub' ich gern. Viele Leute glauben ja, daß es mein Sohn wäre, weil er bei mir wohnte und ganz denselben Namen hatte wie ich. Aber mein Sohn ist in Edinburgh und arbeitet als Maurer bei den königlichen Bauten, und verdient 'nen schönen Lohn; zu Weihnachten, denk' ich, wird er auf Besuch zu mir kommen. Aber der arme, junge Mensch hier ist nicht näher mit mir verwandt, wie der Mann im Monde. Der arme, arme, gute Mensch — ach, wie schrecklich! Und 's war so 'n guter, braver Mensch; er hat mich immer so rechtschaffen bezahlt und war mit Allem zufrieden, und hat niemals geschwiemelt, keinen einzigen Abend, sondern ist immer zu Hause geblieben, sogar des Sonntags! Nein, nein, Du armer, guter Junge, das hast Du niemals gethan," fuhr die Frau weinend fort und beugte sich über den Todten.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe, halb erschreckt, halb erfreut, und rief:

„O Gott! Er ist nicht todt, wahrlich, er ist nicht todt; Er athmet wirklich noch, er lebt!"

Sie wurde von einem Dutzend Ausrufungen unterbrochen, denn alle Anwesenden sprachen, wie dies

bei solchen Fällen gewöhnlich ist, durcheinander, als sie sich wieder um den Verunglückten schaarten.

Die Wittwe hatte wahr gesprochen; der junge Mann athmete, wenn auch kaum wahrnehmbar.

„Er lebt wirklich noch, das steht fest; aber ich kann darauf schwören, daß er nicht einen Athemzug that, als er auf den Boden stürzte," bemerkte der Arbeiter, der Simmons hatte fallen sehen.

„Wahrscheinlich war er blos betäubt," meinte ein Anderer.

„Jedenfalls ist er sehr schwer verletzt, und ich fürchte, daß sein Tod nur eine Frage von wenigen Stunden oder Minuten ist. Unmöglich kann ein Mensch von solcher Höhe herabfallen, ohne getödtet zu werden," sagte der Polizeimann zuversichtlich.

„O, aber ein glücklicher Umstand war doch dabei. Er fiel nämlich gerade auf den Mörtel, der war ganz weich und muß seinen Sturz gemildert haben," erwiderte der erste Sprecher.

„Jawohl, und die ganze Zeit habt Ihr da gestanden und geplappert wie ein Haufen Gänserte und habt den Menschen immerhin sterben lassen, und nicht 'mal dafür gesorgt, daß ein Doctor geholt würde. Einer von Euch muß auf der Stelle fort und einen Arzt holen, ihr Anderen aber hebt den Verunglückten auf und tragt ihn die Treppe 'rauf in sein Bett. Ich komme gleich nach, sobald Lucy da ist, um im Laden zu bleiben. Lucy! Lucy! Geh'! komm 'mal 'rauf!"

Ein junges Mädchen kam aus der im Souterrain liegenden Küche herauf.

„Lucy, Du bleibst hier im Laden, bis ich wieder 'runter komme. Ihr Anderen macht's so, wie ich eben gesagt habe, sonst habt Ihr des jungen Menschen Tod auf dem Gewissen.“

Die Befehle der Wittwe wurden alle pünktlich befolgt. Sobald Simmons auf seinem Bette lag, wurden seine Verletzungen näher untersucht. Er war an manchen Körpertheilen furchtbar gequetscht, allein die bedeutendste Verletzung war ein Schädelbruch am Stirnbein, gerade an der Stelle, an welche die Phrenologen dem Organe der „Vorsicht“ ihren Sitz anweisen.

„Der arme Mensch! An derselben Stelle hat er sich schon früher einmal Schaden gethan. Er hatte da 'ne böse alte Narbe, wo jetzt die Wunde ist, er versteckte sie aber unter seinen Haaren, die er drüber kämmte. Wie sonderbar ist das! Schon öfters habe ich bemerkt, daß, wenn Einer 'n Schaden hat, und es kommt 'n neuer dazu, daß er 'n dann immer wieder an dieselbe Stelle kriegt. Seht selbst!“ sagte Frau Simmons und strich das glänzende, braune Haar zurück, so daß die ältere Narbe, und unmittelbar daneben, zum Theil mit ihr zusammenlaufend, die neue Wunde sichtbar wurde.

Simmons lag da und athmete schwach, gab aber kein Zeichen des Bewußtseins von sich.

In diesem Augenblick kam der Arzt, untersuchte die Verwundungen des Gestürzten genau, fragte

Vieles und sagte, nachdem ihm ausführliche Mittheilungen über den Vorfall und über des jungen Mannes bisherige Verhältnisse gemacht worden waren:

„Der Mann muß in's Hospital gebracht werden; er hat keine Ansprüche an die alte Frau; auch kann ihm hier nicht die nöthige Pflege zu Theil werden."

Dieser Ausspruch befriedigte die Arbeiter vollkommen; sie entfernten sich nun, ließen aber einen ihrer Kameraden zurück, welcher bei dem Kranken wachen sollte, bis er abgeholt werden würde.

Gegen Abend wurde William Simmons unter der Aufsicht des schon erwähnten Polizeibeamten nach Guys Hospital, in die für plötzliche Unfälle bestimmte Abtheilung, gebracht, und der Obhut eines sehr tüchtigen Stationsarztes und einer aufmerksamen Krankenwärterin übergeben.

Der Unglückliche war aber nicht im Stande, die ihm gewidmete Sorgfalt und Pflege zu würdigen. Ganz bewußtlos, vollkommen unempfindlich gegen seine Umgebungen, lag er da, und phantasirte öfters von anderen Zeiten, anderen Oertlichkeiten und anderen Persönlichkeiten, welche, nach seinen Verhältnissen, so weit diese im Hospital bekannt waren, zu schließen, seinen eigenen Schicksalen sehr fern gelegen haben mußten.

Die Krankenpflegerinnen in Hospitälern sind mit den Phantasien des Hirnfiebers zu wohl vertraut, um großes Interesse an den Worten eines delirirenden Patienten zu nehmen; allein in den irren Plaudereien des verunglückten William Simmons lag

etwas so Fremdartiges, daß die Aufmerksamkeit selbst der gleichgiltigsten Wärterin gefesselt werden mußte. Seine Worte, so befremdend sie auch erscheinen mußten, waren die eines durchaus hochgebildeten Mannes; die Gegenstände seiner Phantasien waren bei aller Zusammenhangslosigkeit sämmtlich Begegnisse aus dem Leben eines Gentleman.

In seinem Delirium fand er sich auf dem College, die Klassiker lesend und mathematische Aufgaben lösend. Dann war er zum Ferienbesuche auf dem Lande, und phantasirte von blauen Bergen und breiten Flüssen, von Pferden und Hunden, von Jagd und Fischfang; oder er ging mit einer lieben Begleiterin spazieren, mit der er Dichter las und von Liebe sprach, oder er unterhielt sich mit einem bärbeißigen, aber wohlwollenden alten Herrn.

Dann wechselte der Schauplatz seiner sonderbaren Phantasien; er befand sich an Bord eines Schiffes auf dem pfadlosen Ocean, mitten in einem Sturme, mit dem Tone und dem Gebahren eines höheren Seeofficiers Befehle ertheilend.

Wiederum änderte sich die Scene. Er entfloh mit seiner Geliebten; er ward mit ihr vermählt und befand sich in einer friedlichen, sichern Heimstätte. Und noch einmal wechselte der Schauplatz: er war am Ufer eines mächtigen wogenden, von nächtlichem Dunkel bedeckten Stromes, in tödtlichem Kampfe mit einem mörderischen Feinde begriffen. Und sobald sein ruhelos umherschweifender Geist bei diesem anscheinend fürchterlichen Ereignisse ankam, verfiel er

jedesmal auf einige Zeit in die tiefste Bewußtlosigkeit.

Auf allen diesen Wanderungen seiner Phantasie wurde nicht ein einziger Vorfall aus seinem Arbeiterleben berührt. Dieses letztere schien seinem Gedächtnisse gänzlich und für immer entschwunden zu sein. Die oben beschriebenen Scenen durchlebte er aber wieder und immer wieder.

Die gutherzige Wärterin wachte bei ihm und lauschte seinen Phantasien mit größter Befremdung.

Als eines Morgens der Stationsarzt am Bette des Patienten stand und den wilden Wanderungen seiner kranken Phantasie lauschte, sagte sie:

„Sind Sie wirklich der festen Ueberzeugung, Herr Doctor, daß hinsichtlich der Identität dieses Kranken nicht doch ein Irrthum obwaltet? Ein gewöhnlicher Arbeiter kann er nicht sein.“

„Und doch ist er ein solcher, Frau Newton. Ich bin bei ihm in seiner Wohnung gewesen, mitten unter seinen Kameraden, und habe ihn selbst hierher schaffen lassen. Von einem Irrthum kann hier wohl keine Rede sein,“ antwortete der Arzt.

„Wie sollte aber ein armer, ungebildeter Arbeiter dazu kommen, von solchen Dingen zu phantasiren, wie es bei diesem jungen Manne der Fall ist! Hören Sie nur, jetzt spricht er Italienisch, er recitirt Verse von Petrarka. Er kann kein ordinärer Arbeiter sein, durchaus nicht! Er ist jedenfalls ein Mann von der besten Bildung,“ antwortete Frau Newton, die selbst eine fein gebildete Frau war und

einst eine hohe Stellung in der Gesellschaft gehabt hatte.

Der Doctor lächelte achselzuckend und bemerkte:

„Sie sind ja belesen genug, Frau Newton, um selbst zu wissen, daß bei solchen Gehirnaffectionen nicht selten Erscheinungen auftreten, die aller Gelehrsamkeit und Kunst des Arztes spotten. Wir sind noch nicht vollkommen Meister in der Physiologie; was aber nun gar die Psychologie anbelangt, so ist unser Wissen nur Flick- und Stückwerk. Wir werden sehen, daß dieser Kranke nach seiner Genesung, wenn er überhaupt genesen sollte, wieder ganz in seiner früheren Weise spricht."

„Das glaube ich nun und nimmermehr," entgegnete die Krankenpflegerin, „daß ein ganz ungebildeter Mensch durch Gehirnentzündung und Delirium so gelehrt werden könnte, daß er Béranger, Petrarka, Goethe und Schiller in der Ursprache zu citiren im Stande wäre."

„Vielleicht ist er Diener bei einem Studenten oder Professor gewesen und hat Stellen aus diesen Dichtern gehört, und jetzt kommt ihm die Erinnerung daran zurück, und er spricht dieselben nach wie ein Papagei, ohne selbst ein Wort davon zu verstehen."

„Das ist aber sehr weit hergeholt, Herr Doctor."

„Keineswegs. Ich habe schon ganz ähnliche Fälle beobachtet. Doch ich muß jetzt aufbrechen. Fahren Sie in der Behandlung so fort wie bisher, Frau Newton; Nachmittag werde ich wiederkommen. Guten Morgen!"

Mit diesen Worten empfahl sich der Arzt und ging zu anderen Patienten.

Frau Newton begnügte sich indessen mit seinen Aeußerungen nicht. Je mehr sie über die Sache nachdachte, desto mehr befestigte sich bei ihr die Ueberzeugung, daß William Simmons kein gewöhnlicher Arbeiter sei. Ein ihr selbst nicht recht erklärliches Interesse an dem unglücklichen Manne, mit Neugierde gemischt, veranlaßte sie, die sorgfältigsten Erkundigungen nach seinen früheren Verhältnissen einzuziehen. Ihre Stellung im Hospital und ihre ausgedehnten Bekanntschaften unter dem Arbeiterstande und den Armen kamen ihr dabei sehr zu statten, so daß sie auf den gewünschten Erfolg wohl rechnen durfte. Indessen führten ihre gründlichsten Nachforschungen nur zu dem Resultate:

Daß William Simmons wirklich ein Steinhauer- und Maurerhandlanger, und in London seit mindestens einem Jahre nicht allein als ein ganz unwissendes, sondern auch sehr einfältiges Individuum bekannt sei.

Ende des fünften Bandes.